
1/1971 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Soldat Meinert klagt:
Bei der Einberufung hat man uns nach unseren kulturellen Interessen gefragt. Dann hat sich nichts getan.

Gefreiter Greif fragt:
Könnte man nicht nach den günstigsten Fahrverbindungen den Urlaubsbeginn individuell regeln?

Der Chefredakteur antwortet



Bedarfsforschung in punkto Freizeitinteressen finde ich gut. Damit haben Ihre Vorgesetzten die Bereitschaft angedeutet, in der Kaserne ein reges geistig-kulturelles Leben zu ermöglichen und zu fördern. Aber anscheinend ist nicht nur der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert. Wenn, was selten vorkommt, wirklich nichts geschehen ist – was mag da nur geschehen sein?

Vielleicht ist Ihr Kompaniechef das Opfer einer zeitweiligen Bewußtseinsspaltung: Für Kultur haben wir keine Zeit, wir haben den Ausbildungsbefehl zu erfüllen? Oder sollten wirklich einige Vorgesetzte noch nicht wissen, daß Kunst eine Waffe ist, daß eine direkte Verbindung zwischen der geistigen Welt des Kämpfers und seinen militärischen Leistungen besteht? Vielleicht haben verantwortliche Offiziere plötzlich vergessen, daß der Soldat viele dienstfreie Stunden in der Kaserne verbringen muß?

In unserer Armee ist Truppenführung in erster Linie Menschenführung. Und wir sind für die Einheit von Wort und Tat. Wie interessant und wirksam kulturelle Betätigung sein kann, wurde im Dezemberheft der AR am Beispiel der Nachrichtenkompanie Röder demonstriert. Davon sollten sich Ihre Vorgesetzten eine Scheibe abschneiden. Allerdings brauchen sie begeisterte Mitarbeiter, und damit kommen wir zur Kehrseite der Medaille.

Sie sind enttäuscht, Genosse Meinert, daß die Armee sich nicht als Kulturschlaraffenland erwiesen hat. Wollen Sie denn nur Kulturkonsument sein? Sicher nicht. Sie sind FDJ-Mitglied. Die FDJ-Versammlung wäre der richtige Ort zur Erörterung der Kulturwindstille. Die FDJ-Gruppe sollte eine kräftige Kulturbrise entfachen. Können nicht kulturell interessierte, aktive FDJ-Mitglieder im Klubrat die Initiative ergreifen und die Freizeit sinnvoll gestalten – die eigene und die der Kompanieangehörigen?

Initiative wird Ihr Kompaniechef nicht zurückweisen, er wird sie begrüßen. Und was man nicht in der Kompanie realisieren kann, das sollte man dem Klubleiter oder der FDJ-Leitung der Grundorganisation vorschlagen. Konkret. Mit eigenen Beiträgen.

Ich rate Ihnen, nicht klagend abzuwarten, sondern selber Kulturorganisator zu sein. Womit keineswegs die kritischen Worte an Ihre Vorgesetzten abgeschwächt werden sollen. Im Gegenteil.

Es ist durchaus verständlich, daß Sie durch kürzere Heimfahrt kostbare Urlaubszeit gewinnen möchten. Sie meinen, das sei drin, denn schließlich gehe es ja nur hin und wieder um wenige Stunden. Aber die Vorschrift und ihre engherzige Auslegung!

Sie werden mir zugeben, Ausnahmen bestätigen nicht nur, sondern brechen auch die Regel – denn was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Individueller Urlaubsbeginn bedeutet für Ihre Einheit: Sie oder andere Soldaten und Ausbilder beenden vorzeitig den Dienst, in diesen Stunden ist die Ausbildung gestört, der Kampfwert der Truppe wird beeinträchtigt. Und haben Sie schon einmal überlegt, was es bedeuten würde, wenn man in der ganzen Armee an jedem Wochenende den Urlaubsbeginn nach den günstigsten Zugverbindungen regelte?

Die Erfüllung unseres militärischen Auftrages verlangt selbstlosen Einsatz aller Armeeangehörigen. Deshalb müssen wir jede Stunde und jede Minute der Ausbildung sinnvoll nutzen. Können wir also Zehntausende Ausbildungsstunden in den Rauch schreiben? Sie sehen selbst, Genosse Greif: Die Einhaltung der Vorschrift ist nicht Engherzigkeit und Unverständnis, sie ist logische Konsequenz unseres Klassenauftrages.

Ihr Oberstleutnant

Dr. Moczek

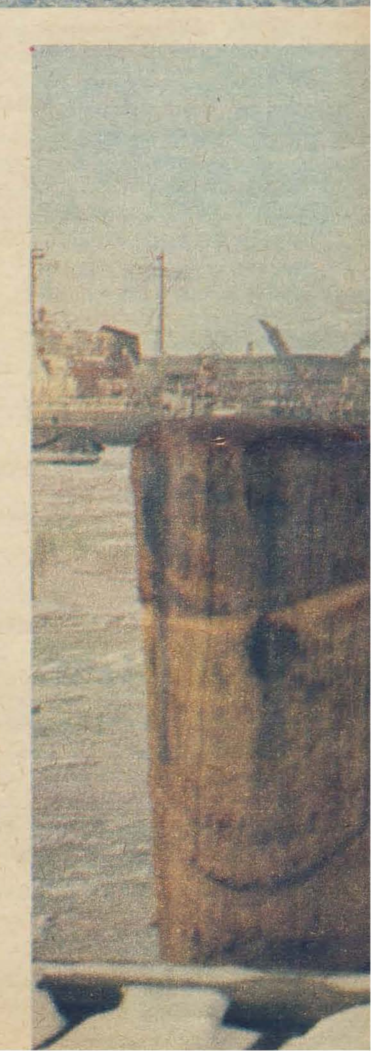
Winter im Hafen

Von Major Ernst Gebauer

Selbst im Hafenbecken türmt der Nordost das Eis auf. Eis umklammert die Mole. Dicht aneinandergedrängt liegen die Fischerboote an den Piers. Eng schmiegen sich die Schnellboote der Volksmarine an das Wohnschiff*), Schutz suchend vor des Winters Unbilden. Im Heizungsraum des Wohnschiffes wacht Obermaat Krosch. Er hat alle Feuer an und fährt seine Kessel auf Volldampf, trotzdem liegt sein Schiff fest an den Kai gebunden. Es ist weit nach Mitternacht.
Der Schlaf und die Gase der Dieselheizung drücken auf die Augen. Die wollige Wärme möchte ihn in Orpheus' Arme treiben. Er wehrt sich dagegen. Blinzelt immer wieder angestrengt zum Manometer. Er muß den Druck halten, gegen Morgen nimmt die Kälte zu. Minus 18 Grad meldete der Wachposten vom Signaldeck.
Der Dampf wird über Rohrleitungen zu den Booten geleitet und dort in die Maschinenräume und Kammern geführt. So beträgt im Innern der Boote die Temperatur ständig 15 Grad. Das genügt, um die Motoren nach dem Anlassen ohne langes Warmlaufen in wenigen Minuten auf volle Belastung fahren zu können. Gleichzeitig wird der gesamte Bootskörper erwärmt und das Eis auf zwei Handbreit von den Bordwänden ferngehalten.
Zwei Handbreit Wasser zu wenig, um auch nur ein Manöver zu fahren, allein kommen die Boote nicht aus dem Hafen.

---

*) Wohnschiff: Als schwimmender Stützpunkt ist es zugleich technische Basis für kleinere Kampfschiffverbände; es verfügt über keine eigene Antriebsmaschine.



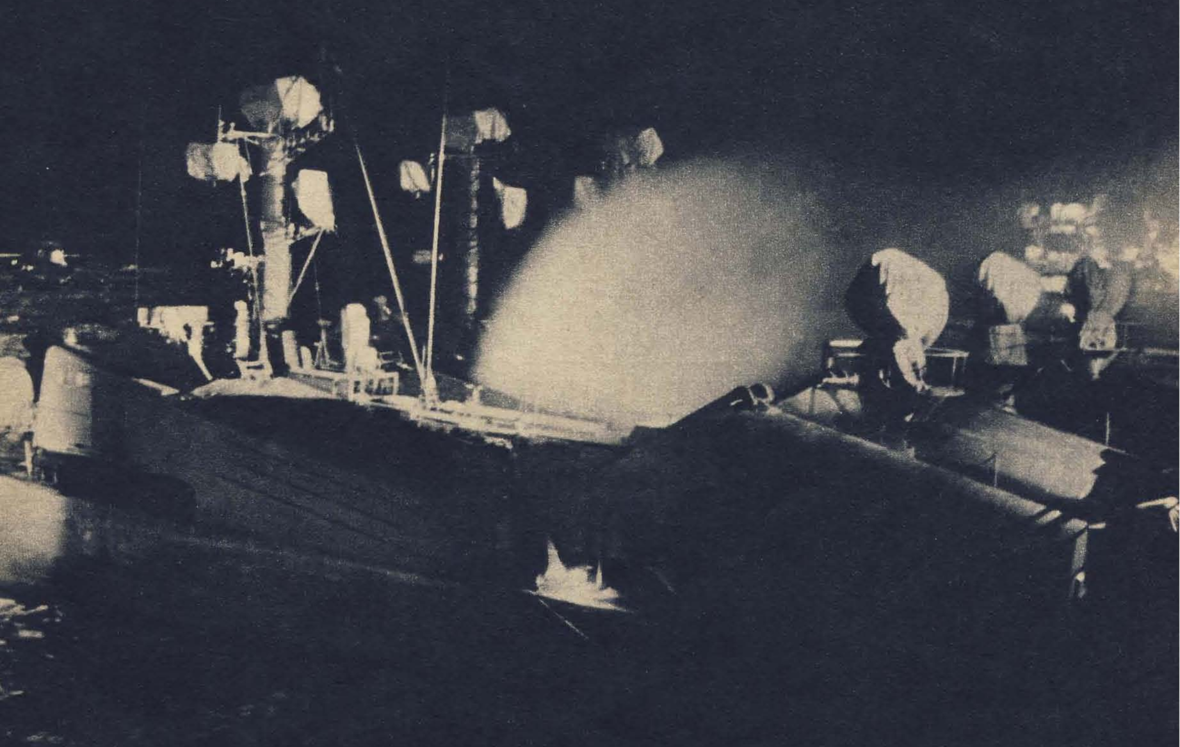
Im Interesse eines geringen Eigengewichtes und einer somit erreichbaren hohen Geschwindigkeit sind die Bordwände der Boote nicht allzu stark. Selbst können sie deshalb im Eis nicht manövrieren. Der Schlepper muß für sie die Schollen beiseite drücken und sie zur offenen See schleppen.





Tag und Nacht wird Dampf vom schwimmenden Stützpunkt in die Boote geleitet. Obermaat Krosch im „Heizungskeller". Durch Telefon ist er mit den Wachständen der Boote verbunden, von dort kann ein Absinken der Temperaturen sofort gemeldet werden.

Neben dem Wohnschiff liegt A-71, ein Schlepper der Volksmarine und ständiger Betreuer der Schnellboote. Er bugsiert die Boote bei Alarm aus dem Hafen. Die A-71 hat zwei Besatzungen, Zivilbeschäftigte der NVA. Sie stehen genau so ihren Mann wie die Matrosen auf den Kampfschiffen. Eine Flotte ohne Hilfsschiffe wäre undenkbar. Der A-71 soll nicht nur hinausbugsieren. Der Schlepper ist zugleich Tanker, Tanker für Kondensat (Kesselspeisewasser). Das Wohnschiff, keineswegs für „Fernheizaufgaben" konstruiert, verfügt nur über geringe Bunkermöglichkeiten. Und so steuern die Kommandanten, die Genossen Fürstenberg und Zeume, den Schlepper mehrere Male quer durch das Hafenbecken, um das nötige Kondensat aus der Aufbereitungsanlage zu holen.
Schiffsmanöver im Packeis sind eine heikle Schnellboote. Sie sind zeitweilig im Fischereihafen stationiert, weil in günstiger Ausgangsposition für eventuelle Operationen. Die Fischer sind gute Gastgeber. Sie „verkraften" den zusätzlichen Energieabnehmer, helfen so flink bei Reparaturen, daß die Matrosen die Betriebsschlosserei zur eigenen Dienststelle mitnehmen möchten.
Ohne den unermüdlichen Eisbrecher allerdings käme kein Schiff aus dem Hafen. Mit seinen 5400 PS bahnt er Tag und Nacht den Schiffen den Fahrweg. Der 3000tonner bugsiert die Trawler und Kutter der Fischereiflotte durch das Packeis und hält somit auch für die Boote der Volksmarine ständig den Weg offen. So durchbrechen die gemeinsamen Anstrengungen der Seeleute, ob in Uniform oder Ölzeug der Fischer, die Fesseln des Eises. Sie sind auf-



Sache. So bleibt eines Nachts der A-71 gegen 03.00 Uhr im treibenden Eis stecken mit Kondensat an Bord, das in der Heizung dringend gebraucht wird. Sofort helfen zwei Schlepper der Fischer. Sie holen den A-71 aus dem Eis. Obwohl es durch anlandende Fischereischiffe im Betrieb alle Hände voll zu tun gibt. Ein Hafen kann bald zu klein werden, besonders wenn er zu einem Produktionsbetrieb gehört und man ihn mit Gästen teilen muß. Gäste sind die

einander abgestimmt, wobei jeder für den anderen gern ein „paar Handgriffe mittut", wie es „als ganz normal" Obermaat Krosch sieht. Als normal empfindet die Winterzeit auch Oberleutnant z. See Horn, Stellvertreter des Kommandeurs der Einheit, weil es immer die Aufgabe der Genossen sei, alles zu tun, um die Kampfbereitschaft der Boote zu gewährleisten. Ihr Einsatz muß jederzeit erfolgen können, so wie an einem der letzten Dezembertage.



Übernahme von Kondensat vom „Tanker". Der Verbrauch ist bei strengem Frost sehr groß, da die Zuleitung des Dampfes über ein Schlauchsystem erfolgen muß und somit starker Auskühlung ausgesetzt ist. Tag und Nacht pendelt dann der Schlepper zwischen Stützpunkt und Aufbereitungsanlage.

An Bord schrillen die Signalhörner. Die Matrosen werfen sich die Kampfanzüge über, ziehen die Planen von den Waffen und Antennen. Der Schlepper verholt ein Boot nach dem anderen, bugsiert sie im Konvoi aus dem Hafen. In freier See stürmen sie mit schäumender Heckwelle davon.

Das Auslaufen hatte seinen ernsten Grund. Der westdeutsche Raketenzerstörer „Lüttjens" fährt provokatorisch die Gewässer vor der Küste der DDR ab. Auf die Wettersituation bauend, hofft man, wenn auch nicht unentdeckt, so doch wenigstens unbehelligt den NATO-Auftrag, die DDR-Küste aufzuklären, ausführen zu können. Doch weit gefehlt. An des Zerstörers Heck heften sich die Schnellboote, verfolgen alle seine Manöver. Sie hindern das Schiff an der Einnahme von günstigen Positionen zur Küste der DDR. An Bord der Schnellboote klopfen sich die Matrosen die Finger wund, denn jeder Tropfen Spritzwasser erstarrt zu Eis. Mancher Fluch kommt über die Lippen, dem NATO-Schiff als auch dem Frost geltend. Trotz blutender Hände und Eiszapfen an Wimpern und Nasen bewegt alle das stolze Gefühl, den imperialistischen Militärs erneut zu beweisen, daß man immer mit ihnen rechnen muß.



Jeder Eisbesatz muß sofort beseitigt werden, im Hafen wie auf See. Nur wenige Zentimeter starkes Eis an Oberdeck sind mehrere Tonnen unbequeme „Zuladung", gefährden Schiff und Besatzung.

Schleppen in Eis gehört zu den schwierigsten Manövern der Schiffsführung.

Juri Awdejenko

Nächtliches ECHO

Längs der Straße wuchern Himbeeren. Zerzaust, die Blätter grau vom Staub. Die Beeren selber, zart wie Blumen, hatten sich irgendwo in den Büschen versteckt.
Seufzend wandte Ischutin den Blick ab. Jetzt schaute er direkt auf Borissenkos Nacken. Federnd und straff marschierte Borissenko vor ihm her. So ist er eben, dachte Ischutin. Selbst hier stolziert er herum wie bei der Parade!
„Soldat Ischutin, schleppen Sie das Bein nicht nach!" tadelte Sergeant Jegorow. Der meckert auch schon wieder! Nun trat Ischutin absichtlich Borissenko auf die Hacken. Aber das blieb noch mal ohne schlimme Folgen. Der Sergeant hatte es wohl nicht bemerkt, und Borissenko war es schon gewohnt. Oft nach Zapfenstreich, wenn er seine Stiefel auszog, sah er deren Hacken an und sagte erschöpft: „Ich seh schon – die trag ich nicht bis zum Kleiderwechsel. Die ganzen Hacken hat mir Ischutin abgetrampelt. So ein Kerl! Wann wirst du endlich Soldat werden?"
Der Zug schwenkte nach links ab und gelangte bald darauf zu einer Waldlichtung. In der Ferne breitete sich rosig eine nahezu rubinglühende Wolke als langer Streifen aus. Der herbe Geruch der Kiefern drang ihnen entgegen, die tagsüber erhitzte Erde atmete Glutschwaden aus. Am liebsten ins Gras werfen und mit weit ausgebreiteten Armen ohne zu denken ins Blaue starren!
Als habe Jegorow Ischutins Wunsch erraten, befahl der Sergeant: „Abteilung – halt! Rechts um!"
Ischutin sah dicht vor sich das harte, unschöne Gesicht Jegorows. Ihm fiel das heutige Gespräch bei der Marschübung ein:
„Aus welcher Gegend stammen Sie, Ischutin?" hatte Jegorow während der Rastpause gefragt.
„Aus Rostow". Der Sergeant war eine Weile nachdenklich geblieben, dann hatte er gesagt: „Und warum knicken Sie Ihr Bein immer so in der Kniekehle ein, als wäre es verkürzt?"
„In Rostow knicken alle die Beine in den Kniekehlen ein", hatte Ischutin rasch geantwortet. „Sogar ausgediente Offiziere..."
Das letzte Argument entwaffnete den Sergeanten endgültig. Er hatte vor seinem Armeedienst als Traktorist gearbeitet, und das war weit einfacher gewesen als solche hartgesottenen Burschen zu erziehen.
Vor der Abteilung nahm Jegorow stramme Haltung an. So stand er immer da, wenn er mit Unterstellten sprach. „Heute führt das Bataillon Nachtschießen durch. Unser Zug ist als Absperrung eingesetzt. Unser Auftrag lautet: Niemand in den Raum Höhe Ploskaja vordringen lassen! Soldat Ischutin – vortreten! Ihr Bereich erstreckt sich von der Straße bis zu der einzelnen Kiefer. Bedenken Sie, daß die Einheimischen gewöhnlich den Weg abkürzen, wenn sie vom Bahnhof kommen. Schicken Sie alle zurück zur Straße! Verstanden?"
„Zu Befehl!" sagte Ischutin sauertöpfisch.
„Passen Sie gut auf!" ermahnte ihn Jegorow und führte den Zug weiter. Ischutin blieb allein zurück.
Es dämmerte. Der trübe Himmel hing dicht über der Horizontlinie und ließ darüber nur einen goldenen Spalt frei, hinter dem das Lichtspiel eine märchenhafte Welt vorgaukelte. Ischutins Blick saugte sich daran fest, er erkannte Paläste, Pyramiden und andere seltsame Gebilde. Die fliederfarbene Starre war erfüllt von vielfältigen Leuten – vom Gezirp der Grillen, von Vogelruf und Froschgequak. Weit, weit weg, wo sich hinter grünen Hügeln ein Wasserturm als dunkler Wächter vom Himmel abhob, pfiff eine Lokomotive. Dieser Lokomotivenpfiff ließ Ischutin plötzlich aufhorchen, und er verlor sich in Grübeleien und Erinnerungen...
Damals hatte auch eine Lokomotive gepfiffen, aber der Wald war ganz anders gewesen als heute: Kahl, und schmutzig spitzer kalter Frühjahrsregen peitschte die Pfützen auf, strich übers Gras und über den Baumstumpf hin, auf dem sich Ischutin niedergelassen hatte. Und auch damals war Schießübung gewesen. Ischutin war hier am Waldrand als Absperrposten.
„Beobachten Sie den Pfad", hatte Sergant Jegorow gesagt und den Zug weitergeführt.
In der windgeblähten Zeltbahn-Pelerine war es ungemütlich gewesen. Es dunkelte weitaus früher als diesmal. Ischutin ging zwischen Weg und Kiefer hin und her. Dann patrouillierte er zurück. Der Abend war so dunkel, daß Ischu-



tin manchmal fast Angst bekam. Dann trat er auf die Kiefer zu und rief seinen Nachbar. Sachlich erkundigte er sich, ob alles in Ordnung sei. Und schritt wieder auf den Weg zu. Er dachte an sein Zuhause, an die Schulfreunde. Dachte daran, daß jetzt, da er in der Armee diente, daheim die Mädchen wohl ohne ihn heirateten. Sie haben es eilig, denn wenn sie die Zeit verpaßten – wer nahm sie dann? Ach, so ein Leben...
Ischutin war starr vor Staunen, als er plötzlich ein Mädchen vor sich sah. Auch sie, verwirrt durch die unerwartete Begegnung, blieb stehen. Zaghaft fragte sie: „Ich geh durch..."
Sie trug einen glänzenden Regenmantel, hatte eine schöne Stimme, mehr konnte Ischutin nicht erkennen bei der Finsternis ringsum. Und die miese Batterie seiner Taschenlampe versagte.
„Ist verboten" sagte Ischutin. „Dort wird geschossen. Da müssen Sie mit dem Umweg über die Straße vorlieb nehmen."
„Oje! Das ist weit. Werden sie die ganze Nacht durch schießen?" fragte sie. Ischutin fand nicht gleich eine Antwort. Er wußte, daß das Schießen um 20 Uhr enden würde. Aber vielleicht war es ein militärisches Geheimnis? „Ich kann's nicht sagen. Sie verstehen wohl selber...! Und überhaupt gibt's um halb neun bei uns im Klub 'nen neuen Film. Den hoffen wir noch zu erreichen."
„Dann warte ich lieber", beschloß das Mädchen.
„Bitte sehr", sagte Ischutin. „Nur lenken Sie mich lieber nicht ab".
„Abgemacht..."
Sie kehrte zur Straße zurück, blieb aber nicht an einem Fleck stehen. Das Geklapper ihrer Absätze machte Ischutin nervös. Er ging beiseite, zur Kiefer. Auf dem Rückweg fragte er: „Hallo! Sind Sie noch hier?"
„Ich heiße Sina", sagte sie. „Ist es bald vorbei?"
„Ja, bald".
Er trat auf sie zu. „Während er eine Zigarette anrauchte, strich er nochmals ein Zündholz an, um ihr Gesicht zu erkennen. Doch sie wandte sich ab. Hinter seinem Rücken stieg eine Leuchtkugel auf. Das Geknatter der Schüsse wirkte von weitem ungeordnet und matt. Das Mädchen sagte, als die Leuchtkugel verlosch: „Es ist wohl schwer, bei Nacht zu schießen?" – „Ziemlich schwer", gestand Ischutin. Da ihn eine Weile Nachdenken auch nicht auf bessere Ideen gebracht hatte, fragte er: „Ist es nicht schrecklich... so allein durch die Steppe zu gehen?"
„Ich bin's gewohnt."
„Man kann sich gewiß an alles gewöhnen."
Und dann plauderten sie noch über dies und

das. Bis ein Windstoß die Zeichen zum Abbruch der Schießübung zu ihnen herübertrug, hatte Ischutin bereits in Erfahrung gebracht, daß Sina nächsten Sonntag in den Klub der Bauarbeiter kommen würde.

Ischutin bekam nur selten Ausgang, aber an dem bewußten Sonntag hatte er Glück. Der Hauptfeldwebel ließ ihn aber vorsorglich zweimal die Kragenbinde neu einnähen.

Der Klub der Bauarbeiter war das seltsamste Gebäude in der ganzen Stadt. In den zwanziger Jahren hatte man ihn nach dem Entwurf eines konstruktivistischen Architekten errichtet. Der komplizierte und langweilige Bau erinnerte an ein riesiges phantastisches Auto. Früher hatte Ischutin nichts dergleichen bemerkt.

Der Aufgang verschluckte ihn. Die niedrige Decke mit einer schweren überhängenden Terrasse, die auf eine kahle Mauer hinausgehenden Fenster bedrückten Ischutin. Der Klub erinnerte an einen faltigen alten Mann mit finsterer Miene, quadratischer Stirn und farblosen Augen. Nach oben, wo die Musik spielte, führte eine Wendeltreppe mit ausgetretenen Stufen. Die Sessel des Kinosaals waren an die Wand gedrückt. Darüber gähnten die Bildwerfer-Fenster. Auf dem Parkettfußboden, der etwas weniger Gefälle hatte als ein Dach, tanzten junge Leute. Im Drehen glitten sie leicht die abschüssige Bahn bis zur Leinwand hinab. Und dann schloß sich langsam der Kreis wieder an der entgegengesetzten Wand.

Ischutin äugte in den Saal. Mädchen gab es viele im Klub, aber Sina... Vielleicht erkannte Ischutin sie nicht? Oder sie war nicht gekommen. Lange drängte er sich durch die tanzenden Paare. Schließlich ging er hinunter in den Schießstand und verschoß einen halben Rubel. Dann trottete er in die Kaserne zurück.

So also war es im Frühjahr gewesen. Seitdem hatte Ischutin jenes Mädchen nie mehr gesehen. Er erinnerte sich nur noch an ihren Namen – Sina. Und was war das schon für ein Name? Es gibt bessere: Lilija, Viktoria...

Ein großer schwarzer Vogel schwirrte flügelschlagend über Ischutins Kopf hinweg und fiel wie hingemäht ins Gebüsch. Wahrscheinlich hat er da sein Nest, dachte Ischutin. Was ist das für ein Vogel? Eine Krähe? Oder 'ne Eule? Weiß der Teufel!

Ischutin holte seine Taschenlampe aus der Tasche. Der Lichtstrahl glitt über das Laub. Dann verharrte er. Himbeeren? Groß und süß mußten die Beeren sein! Ischutin bog die Zweige beiseite. Da waren ja prächtige Beeren! Gierig und eilig raffte er sie von den Zweigen. Dann ging er auf die andere Seite des Weges und vertiefte sich weiter ins Himbeergesträuch. Für eine Sekunde packten ihn Zweifel: Wenn nun jemand durchgeht? Ach, Unsinn! Hier kam doch selten einer vorbei. Der Sicherungsposten wird ja nur pro forma aufgestellt. Und wenn wirklich was ist... ich werd's doch gleich sehen. Der Weg ist ja bloß zehn Meter weg.

Die Nacht schien über seinem Kopf hereinzubrechen. Als er sich aus dem Himbeergestrüpp herauswand, kam ihm die Gegend ganz unbekannt vor. Hatte er sich etwa verirrt? Nein. Alles in Ordnung. Da war auch der Weg. Die Telegrafenstange mit den metallenen Stützen. Über dem schwarzgefärbten Wald hob sich das schmale Oval des Mondes, einem als Glücksbringer angepinnten Hufeisen gleich.

„Taaach!"

Rechts vom Waldrand, wo sich die Höhe Ploskaja erstreckte, stieg mit trockenem Geprassel eine Leuchtkugel auf. Sie schoß hell dahin wie ein kleiner, feurige Spritzer versprühender Komet.

Mit kindlicher Begeisterung verfolgte Ischutin ihren Flug. Da blieb sie für den Bruchteil einer Sekunde stehen und fiel dann rasch nieder. Und je tiefer sie fiel, desto heller wurde es ringsum. Als spanne sie ihre letzten Kräfte an und wolle den Menschen alles hingeben. Nicht zufällig blieb Ischutins Blick auf der Höhe Ploskaja haften. Und da erstarrte er auch schon: Jemand in Weiß schritt über die Höhe, auf den Schießplatz zu. Es schien ein Mädchen zu sein. Ja, es stimmte ganz genau – ein Mädchen in weißem Mantel!

„He!" schrie Ischutin aus Leibeskräften. „Zurück! He."

Das Mädchen ging weiter, ohne Ischutins Warnung zu beachten. Vielleicht erriet sie gar nicht, daß die Rufe ihr galten.

„He! Wohin rennst du denn?" brüllte Ischutin nun wütend.

Jetzt war klar, daß sie ihn gar nicht hörte. Die Leuchtkugel verglühte. Das Mädchen verschwand im Dunkeln. Eine Zeitlang erkannte er wieder den hellen Fleck, aber er war schon nicht mehr ganz sicher, ob es wirklich ein Mensch war. Vielleicht ein Reh? Das hatte sich wohl von seiner Herde getrennt und äste nun hier im Grase? Er beruhigte sich. Aber sein Herz pochte weiter unruhig. Wenn es nun ein Mensch war da vorn? Deutlich stellte er sich das Mädchen vor. Ihr könnte ein Unglück zustoßen. Und er, nur er allein, würde daran schuld sein. „Halt!" schrie Ischutin und stürmte vorwärts. Er bog mit der Brust die Büsche auseinander, trampelte sie mit den Stiefeln nieder. Himbeergestrüpp! Noch eine halbe Stunde zuvor hätte er es als Paradies empfunden, und nun... Die Zweige hinder-

Illustrationen: Wolfgang Würfel

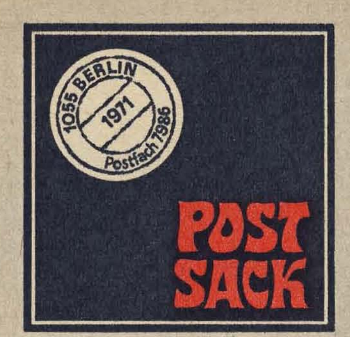
ten ihn am Laufen, klammerten sich an seine Kleider, zupften an seinen Beinen herum. Vielleicht wollten sie sich für seinen Leichtsinn rächen?
Sein Hirn arbeitete präzis und rasch. Die Gedanken schossen förmlich aus ihm heraus. Ein besonderer Abschnitt, hatte Sergeant Jegorow betont. Wozu sollte er ihn denn mir zuteilen, dem Schlußlicht? Da gibt es noch ganz andere, welche mit Belobigungen...
Er stolperte. Fiel hin. Fluchte kräftig und rannte weiter.
Übungen, Alarme und Gefechtsaufstellungen ... Wozu das alles? Bloß Spielerei! Ob die Absperrung auch ein Spiel ist? Nein... kein Spiel... Da vorn geht ein Mensch. Geht der Gefahr entgegen, ohne was zu ahnen. Erst vor Minuten schien die Absperrung noch ein Spiel. Und nun ist es passiert... Ja, es ist passiert. Also kann es wirklich geschehen, daß die Übungen, Alarme und Antrittsübungen, kurz all das, was die Armee einem beibringt, einmal ganz notwendig und wichtig werden...
Der Gedanke, der ihm zuvor so banal erschien, bedrückte ihn auf einmal schwer. Verblüffte ihn so, daß er stehen blieb. Er rieb seine verschwitzte Stirn. Die Gewichtigkeit dessen, was er soeben begriffen, jagte ihm einen Schauder über den Rücken.

Wieder erhellte eine Leuchtkugel den Himmel. Wie eine phantastische Blume.
Ischutin spannte seine Augen an, daß es schmerzte, sah nach links und rechts... Wo war das Mädchen? Plötzlich vernahm er Schüsse. Eine Leuchtspurgarbe von Kugeln durchschnitt die Luft. Allerdings waren die Zielscheiben noch weit weg. Aber die auf das harte Erdreich prallenden Kugeln sprangen als Querschläger nach allen Seiten, und darin bestand ja die große Gefahr.
„Oje!" schrie vor ihm jemand erschrocken auf.
„Hinlegen!" rief Ischutin mit drohender Stimme.
Eine Leuchtkugel nach der anderen stieg nun auf. Durch die beweglichen Lichter huschten Schatten hin und her, überkreuzten sich. Wie Wellen wogten sie aufeinander zu. Ischutin beeilte sich. Unter seinen Tritten knackten Zweige, sein Käppi war auf die Seite gerutscht. Er stopfte es in die Tasche.
Das Mädchen sah er erst, als er bereits jede Hoffnung verloren hatte. Sie hockte zusammengekauert da. Und wandte den Kopf ab, als Ischutin auftauchte...
Als Ortsansässige begriff das Mädchen sofort die Situation. Wahrscheinlich ist das der Soldat, der mich warnen sollte, dachte sie. Nicht



eben freundlich fragte sie: „Hast es wohl verschlafen?" Ischutin kam die Stimme bekannt vor. Ob das Sina war? Er wollte ihr Gesicht erkennen, aber die Leuchtkugel verlosch. Auch die Schüsse verstummten.
„Heißen Sie Sina?" fragte Ischutin.
„Ein Unnormaler", antwortete das Mädchen, „will womöglich noch zudringlich werden..."
Ischutin erkannte seinen Irrtum. Er knipste die Taschenlampe an und sagte kalt: „Dann gehen wir! Über die Höhe ist der Durchgang verboten." – „Da muß man eben dort stehen, wo man hingestellt wird", wandte das Mädchen unzufrieden ein. Diese Worte trafen Ischutin empfindlich. Er sagte: „Nach Ihrer Meinung hat keiner gefragt!" – „Dich werden sie schon fragen... Wenn ich will, beschwer ich mich beim Kommandeur."
Wer weiß? Mädchen sind mitunter unberechenbar. Da kann alles mögliche passieren. Weiter sprachen sie nichts. Ischutin beleuchtete mit der Taschenlampe den Weg . Die leichten Schritte des Mädchens trippelten hinter ihm her. Als sie am Wald anlangten, sagte er: „Der Umweg führt die Straße lang. Und dann rechts." – „Danke für die Auskunft", sagte sie spitz. „Haben wir auch selber gewußt."
Lange noch war ihr weißer Mantel am Wege zu erkennen. Langsam verschluckte sie die Dunkelheit, sie wurde immer kleiner. Schließlich verschwand auch der letzte weiße Punkt vollends. – Irgendwo im Gesträuch ließ sich ein Heimchen vernehmen. Von den Schüssen aufgescheuchte Vögel kreisten am Himmel. Ischutin blieb allein. Sie war davongegangen. Ihm wurde leichter, als habe er einen Stein vom Herzen gewälzt. Bald nahte die Entwarnung, und Jegorow würde den Zug wieder vorbeiführen. Und fragen:
„Alles in Ordnung, Ischutin?"
Was sollte er antworten? Das gewohnte „Zu Befehl!" oder sollte er alles sagen? Alles sagen, wie es war? Lange überlegte Ischutin, aber er kam zu keinem Entschluß. Endlich kehrte der Zug zurück, aber Sergeant Jegorow fragte nichts. Er bemerkte nur kurz: „Ischutin, an den linken Flügel!"
Sie marschierten in Zweierreihen. Der junge Mond verschwamm bereits hinter dem Wald. Der Weg in die Garnison, tagsüber staubig und ausgetreten, schlängelte sich jetzt wie ein breites Band im leichten silbrigen Licht dahin. Das feuchte Laub der Pyramidenpappeln schimmerte hell, wie aus Metall geprägt. Sergeant Jegorow befahl:
„Ein Lied!"
Borissenkos Stimme ist laut aber heiser. Musikalisches Gehör hat ihm die Natur versagt, aber er singt mit Hingabe und gilt als anerkannter Vorsänger in der Abteilung. Ischutin hatte eine skeptische Einstellung zum Marschgesang. Was heißt hier – ein Lied!? Vielleicht ist mir gerade gar nicht nach Singen zumute? dachte er zumeist. Deshalb hatte im Zug noch keiner seine Stimme vernommen. Wenn alle sangen, machte er gewöhnlich nur den Mund auf und zu, bestenfalls brummte er vor sich hin. Aber heute...
Noch ehe sich Borissenko räuspern konnte, geschah etwas völlig Unerwartetes: Ischutin sang!
„Weit ist der Weg für uns zwei..."
Seine angenehme junge Stimme erscholl über der Marschkolonne, anfangs unsicher, dann stärker und gleichmäßiger, voll Zuversicht in die eigene Kraft.
Das war so unwahrscheinlich, daß der Zug, ehe er den Refrain aufgriff, einen Marschtritt ausließ und dann noch einen... Endlich erscholl das Lied in voller Lautstärke. Es donnerte wie ein Maigewitter, unerwartet, plötzlich und aufrüttelnd, bloß Blitz und Windstöße fehlten...
In der Kaserne angelangt, dankte Jegorow den Soldaten für den Gesang, erteilte die nötigen Weisungen und ließ wegtreten. Auf Ischutins Schultern legten sich zwei feste Hände. Als er sich umsah, erkannte er Borissenko. Der sagte:
„Na, Junge... lange hast du deine anfeuernde Stimme versteckt gehalten. Du mußt Kompanie-Vorsänger werden!"
„Ich will's mal versuchen", versetzte Ischutin, dessen Blick Sergeant Jegorow suchte. Er war nun fest entschlossen, ihm alles zu beichten. Komme was da wolle.
Der Sergeant saß im Rauchzimmer, einer typisch sommerlichen Raucherhütte, die einem riesigen Aschbecher ähnelte. Jegorow dachte versonnen: Ist doch eine schwierige Sache, die Psychologie. Da ist beispielsweise Ischutin... Was ist denn in den gefahren? Hier hat heute ein ganz anderer gesungen, hier spürte man die Seele heraus . . . Ist ein scheuer Vogel, die Seele, und leicht zu verscheuchen . . . Und doch... Vielleicht sollte man sich mal mit ihm menschlich aussprechen. Ein Mensch ist doch kein Stein... Die abendliche Schwüle wurde durch einen sanften Windstoß zerteilt, der die weißlichen Rauchschwaden umherwirbelte, sie aufgriff und weit über das Kasernendach davontrug.
Sergeant Jegorow sah Ischutin zweimal auf die Raucherhütte zukommen, jedoch trollte er sich immer wieder, nachdem er eine Weile unentschlossen von einem Bein aufs andere getreten. Als sich Ischutin zum dritten Mal näherte, stand Jegorow auf und ging ihm entgegen...





Spezialisten für Kfz.-Eingeweide
Welche Ausbildung erfolgt an der Technischen Unteroffiziersschule auf kfz.-technischem Gebiet?
Gefreiter Stößlein, Brandenburg

In dieser Fachrichtung werden neueingestellte Soldaten zu Unteroffizieren des Kfz.-Instandsetzungsdienstes sowie Schirrunteroffizieren und Schirrmeistern (Kfz. und Pioniere) ausgebildet und Unteroffiziere/Berufssoldaten mit Truppenpraxis qualifiziert. Beide Lehrgänge dauern jeweils sechs Monate.

Schmecken ihm nicht immer
Ihr Magazin ist ansprechend und interessant gestaltet, nur könnten einige Ihrer Mädchenfotos geschmackvoller sein. Auf jeden Fall hat das Magazin dazu beigetragen, meine militärischen und politischen Kenntnisse zu erweitern und zu festigen.
Gefreiter d. R. Tillig, Pirna

Keine staatliche Auszeichnung
Vor kurzem traf ich zwei Offiziere der NVA, die ein mir unbekanntes Abzeichen über der rechten Brusttasche trugen. Das Abzeichen hatte die Form eines kleinen gelben Dreiecks, in der Mitte befand sich das Staatswappen der DDR. Vielleicht kannst Du mich aufklären, liebe AR.
Unteroffizier Zellmer, Neubrandenburg

Bestimmt haben Sie das „Absolventenabzeichen" gesehen. 1970 eingeführt, erhalten es Offiziere, welche während ihrer aktiven Dienstzeit von der NVA an zivile Hochschulen oder Universitäten delegiert wurden und das Direkt- oder Fernstudium erfolgreich mit einem Diplom abgeschlossen haben.

Mit und ohne Einladung
Bekomme ich zur Musterung eine persönliche Aufforderung?
Martin Gessler, Pirna

Ein derartiges Schreiben erhalten Sie. Aber auch wenn Sie nicht persönlich angesprochen werden, sind Sie beim öffentlichen Aufruf Ihres Jahrgangs verpflichtet, sich unverzüglich beim Wehrkreiskommando zu melden.

Man versteht sich gut
Glücklich und sehr stolz sind die Pioniere der Klasse 2a der Gehörlosenschule „Albert Klotz" auf ihre feste Freundschaft mit den Soldaten des Truppenteils Böttcher. Da kommen die Soldaten Keck und Heitmann sowie Oberleutnant Ulrich uns besuchen, oder die Schüler werden von ihrer Kompanie eingeladen. So erfahren die Kinder Interessantes über die Ausbildung, bewundern die Ordnung in den Stuben und nehmen sich vor, auch immer so ordentlich aufzuräumen. Diese Treffen tragen dazu bei, das Umweltwissen der Sonderschüler zu erweitern, außerdem helfen Sie den Pädagogen bei der sozialistischen Erziehungsarbeit.
Dietrich Anders, Halle

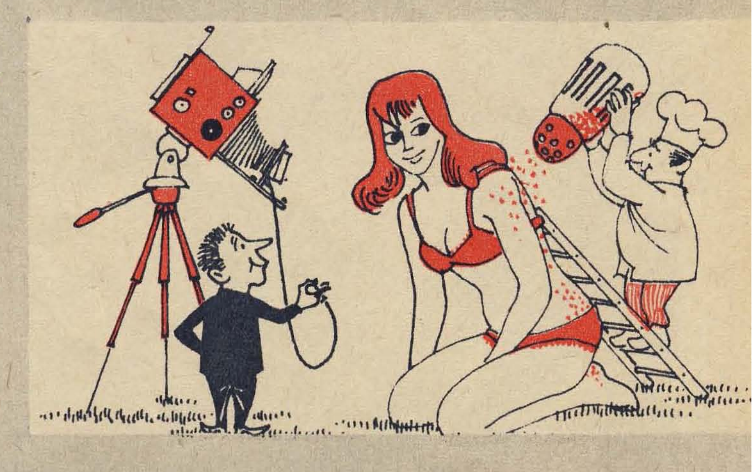
Im Zeugenstand
Aufgefordert durch eine schriftliche Ladung, mußte ich zu einer Gerichtsverhandlung. Mein Kommandeur will mir für diese Zeit einen Urlaubstag anrechnen. Ist diese Entscheidung berechtigt oder nicht?
Flieger Hasselwander, Garz

Armeeangehörigen, die von einem Justizorgan geladen werden, ist diese Zeit nicht auf den Erholungsurlaub anzurechnen.

Wagen voller Liebesgrüße
Während des Manövers „Waffenbrüderschaft" sah ich ein gelbes Fahrzeug der Deutschen Post mit einem VA-Kennzeichen. Wie verhält sich das?
Unteroffizier d. R. Huber, Spremberg

Bei besonderen militärischen Vorhaben gehen Fahrzeuge ziviler Dienststellen vorübergehend in den Bestand der NVA über und tragen dementsprechende Kennzeichen.

Nur für Soldaten
Von der Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen des Rates des Kreises Osterburg erhielt ich ein Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, daß ich als Soldat auf Zeit keinen Unterhalt für meine Frau



bekomme. Gibt es dafür eine gesetzliche Grundlage?

Unteroffizier Wollschläger, Rostock

Die Abteilung hat richtig gehandelt. Die Unterhaltsverordnung sieht Zahlungen nur für die Ehefrau und Kinder von Soldaten im Grundwehrdienst vor.

Flaschenpost

Als alter Leser habe ich eine Frage an Sie: Führen die Schiffe der Volksmarine einen Schiffspoststempel, und wie kann ich als Sammler solche erhalten?

Henning Popp, Vetschau

Ihr Steckenpferd kann in dieser Richtung nicht weiterreiten, denn die Boote und Schiffe unserer Seestreitkräfte führen keine eigenen Poststempel.

Ein Ruf an die Reservisten

Der Traditionszirkel des Bootes MS „Lumme" ruft alle ehemaligen Besatzungsmitglieder auf, sich bei folgender Anschrift zu melden: 2227 Peenemünde, Postschließfach 6453/Z.

Geht durch dick und dünn

Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir die Daten des neuen geländegängigen NVA-LKW W 50 LA/A mitteilen würden.

Maat Putenreuter, Rostock

Motorleistung: 125 PS; Geschwindigkeit: min. 3 km/h, max. 83 km/h; Nutzmasse: 3000 kg; Anhängemasse: 5000 kg; Länge: 6,1 m; Breite: 2,5m; Höhe: 3,2 m; Bodenfreiheit: 337 mm; Wattiefe: 1 m; Seilwindenzugkraft: 4,5 Mp; Kraftstoffverbrauch: 26 l/100 km. Gegenüber dem W 50 L/A unterscheidet er sich durch Allradantrieb, Niederdruckreifen, Reifendruckregelanlage, hydraulische Lenkhilfe, Ausrüstung mit Seilwinde.

Kennzeichen: Kinderlieb und schreibfreudig

Mit meiner Kindergruppe möchte ich gern in einen Briefwechsel mit Angehörigen der NVA treten. Die Kinder können dadurch doch mehr aus dem Leben unserer Soldaten erfahren. Wer möchte uns schreiben?

Frau Jahn, 90 Karl-Marx-Stadt, Reinhainer Str. 6, Kindergarten.

Tausch mit Konsequenzen

Während des deutsch-sowjetischen Jugendfestivals Oktober 1970 in Dresden trafen wir auch mit sowjetischen Soldaten zusammen. Als wir uns trennen mußten, schenkte ich einem Feldwebel mein Bestenabzeichen, und er gab mir sein sowjetisches. Darf ich dieses nun tragen, obwohl ich nur die Urkunde für das deutsche besitze?

Offiziersschüler Wintermann, Zittau

Die Bekleidungsvorschrift legt fest, daß ausländische Medaillen und Abzeichen an der Uniform getragen werden dürfen, wenn sie für Verdienste verliehen wurden. Sie dagegen erhielten das sowjetische Abzeichen geschenkt und dürfen es nicht an die Uniform heften.

Freizeitkleidung

Welche Anzugsordnung ist für Soldaten auf Zeit nach Dienstschluß vorgesehen? Darf der Trainingsanzug getragen werden?

Stabsgefreiter Strauch, Karpin

Die Anzugsordnung richtet sich nach den jeweiligen Gegebenheiten. Sie kann beim Verbleib auf der Stube zwangloser sein, als wenn man sich in den Kinosaal des Objekts begibt. Hier ist die Ausgangsuniform notwendig. Der Trainingsanzug wird grundsätzlich nur zum Sport getragen.

In Rostock nicht beheimatet

Besitzt unsere Volksmarine Kreuzer, Zerstörer und U-Boote?

Harald Töffel, Schwedt

Nein. Die Aufgaben dieser Schiffsklassen werden durch die mit uns verbündeten Flotten der sowjetischen und polnischen Streitkräfte wahrgenommen.

Hofft auf weitere Jahrgänge

Mit der Herausgabe des großen NVA-Wandkalenders 1971 ist dem Deutschen Militärverlag







ein großer Wurf gelungen. So etwas hat schon lange auf dem Kalendermarkt gefehlt. Ich wünsche und hoffe, daß der DMV auf diesem Wege weitergeht und die Herausgabe dieses Kalenders keine einmalige Angelegenheit gewesen ist.

Unterfeldwebel d. R. Heinze, Nordhausen

Mit „Rondo" ging's noch mal so schnell

Wir bitten Sie, im Postsack Frau Matuszak in Eisenhüttenstadt, Karl-Marx-Str. 14, unseren Dank auszusprechen. Sie schenkte uns eine Kanne guten Bohnenkaffee ein, als wir während des Manövers „Waffenbrüderschaft" eine Panne an unserem „Ural" zu beseitigen hatten.

Unteroffizier Claus, Karpin

Eine Woche bei den Rittern der Landstraße

Mein Sohn leistet zur Zeit seinen Grundwehrdienst. 1970 gewann er das Friedensfahrt-Preisausschreiben und durfte die Etappenfahrt von Frankfurt bis nach Berlin miterleben. Zu dieser Sechstagefahrt bekam er von der Armee frei. Wie sich nun herausstellte, wurden diese 6 Tage von seinem Jahresurlaub abgezogen. Gibt es hierfür eine Rechtsgrundlage?

Erna König, Pirna-Copitz

Hinter einem Losgewinn steht keine Leistung, die eine Freistellung von der Arbeit oder von der militärischen Ausbildung rechtfertigen würde. Die Möglichkeit mitzufahren, war schon eine Auszeichnung für Ihren Sohn, die Anrechnung auf den Erholungsurlaub ist durchaus angebracht.

Unbeugsam bis in den Tod

Ich möchte gern etwas über den sowjetischen General D. M. Karbyschew erfahren. Er soll heldenhaft gekämpft haben, sein Name soll auch mit der Geschichte der Brester Festung im zweiten Weltkrieg verbunden sein.

Volker Kunze, Pirna

Dieser General, Professor und Doktor der Wissenschaften, geriet Anfang des Krieges in Gefangenschaft der Faschisten. Sie versuchten ihn zu bestechen und zum Verrat zu bewegen. Sie schleppten ihn durch Konzentrationslager und folterten ihn. Aber umsonst. In Mauthausen wurde er mit eiskaltem Wasser übergossen, bis er erfror. In dem Roman „Festungen, die nicht kapitulieren" (Deutscher Militärverlag) kann man Karbyschews Lebensgeschichte verfolgen.

Auf den Unterschied kommt's an

In Ihrer Antwort „Mit der MZ gehts schneller" (Postsack 10/70) erklären Sie, daß Fahrkosten für die Benutzung von persönlichen Fahrzeugen zu Diensttauglichkeitsuntersuchungen durch die Räte der Kreise erstattet werden. Durch diese Stellen werden aber nur solche Kosten erstattet, die bei medizinischen Untersuchungen außerhalb der für die Musterung, Diensttauglichkeitsuntersuchung oder Einberufungsüberprüfung festgelegten Terminen stattfinden. Ansonsten bezahlt das Wehrkreiskommando die Auslagen.

Oberstleutnant Pawelzik, Grimmen

Sie haben recht, um eine solche Ausnahme hat es sich bei dem Absender gehandelt. Wir haben es versäumt, diese Tatsache genauer zu erläutern.

Dienten in der Uckermark

Ich bitte alle ehemaligen Genossen aus der Führungskompanie Pasewalk (1956 bis 1958), besonders Harald Prade, an mich zu schreiben.

Adolf Liutkus, 232 Grimmen, Carl-von-Ossietzky-Str. 8

Limonaden-Nachschub

Jetzt war das große Manöver. Da waren die Soldaten doch lange unterwegs und befanden sich im Gelände, wo es keine Läden gibt. Müssen sie sich da vorher mit allem eindecken, was sie brauchen – ich meine, mit Brause, Zigaretten und anderen Dingen, die man sonst schnell mal am Kiosk holt?

Gaby Ulfert, Berlin

Keineswegs mußten die Kämpfer zusätzlichen Ballast mitschleppen. In den Feldlagern befanden sich HO- und Konsum-Verkaufsstellen, ansonsten besorgte der Hauptfeldwebel die notwendigen Sachen.

Geburtsjahr: 1947

Bei uns trat folgendes Streitgespräch auf: Ein Genosse behauptete, daß die MPi „Kalaschnikow" bereits in den Jahren 1944/45 bei einem Teil der sowjetischen Streitkräfte eingeführt wurde. Ich bin aber der Meinung, daß dies erst Mitte der fünfziger Jahre der Fall war. Helft uns bitte bei der Klärung.

Oberleutnant Tschöpel, Hirschfeld

Die MPi K wurde 1947 entwickelt.



Vignetten: Klaus Arndt

BUCH FILM

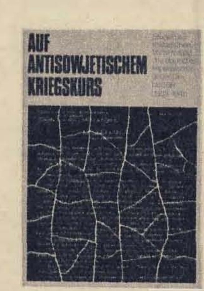


Verlag der Nation 1970, 252 S., 6,80 M.

Aleksandar Vojiović: „Minen und Wölfe“,

Diese Geschichte zieht einen in ihren Bann. Unbestritten. Bojan Agić, ehemals Partisan und jetzt Minenentschärfer, erzählt aus seinem Leben. Von Höhepunkten und Tiefen. Vor allem von Tiefen, die er in schwerer Stunde auslotet, analysiert, freigibt zur Wertung. Die Situation ist, wie so viele im Buch, zugespitzt. Bojan Agić droht zu erblinden, der Krieg hat ihn noch eingeholt. Ein Unfall. Als Partisan hat er gegen die Faschisten tapfer gekämpft. Und hat doch versagt. Hat die Disziplin gebrochen, wird mit einer härteren Strafe belegt als die der Todesstrafe: Er wird ausgeschlossen. Das ist Verbannung. Dabei geht das Leben weiter. Mit dem Tod wäre es zu Ende gewesen. Aber Bojan muß sich beweisen. Entschuldigungen zählen nicht, die Gesetze sind eindeutig wie seine Tat. Bojan ist verlassen, sein Land vom Feind besetzt. Das sind Eckpunkte des Berichtes: Die Schuld von damals, das Wissen um sein Versagen, die Sühne. Nicht das Buhlen um, sondern das Erringen von Vertrauen durch eigenes neues Tun. Und nun dieses Schicksal, das aber nicht das Ende sein kann. Bojan hat damals nicht aufgegeben, er gibt jetzt nicht auf. Er fühlte sich verzweifelt, getroffen, denn sein Vergehen war nicht so, wie die Genossen es sehen mußten. Er ist getäuscht worden, aber das zählt nicht in diesem Kampf. So begleiteten Wölfe damals seinen Weg, den er beschritt, um seine Ehre wiederzugewinnen, Minen waren es später. Heraufbeschworene Gefahr, aber nicht, um sich als Held zu spiegeln, sondern um seinen Genossen sein Vertrauen zu ihnen zu beweisen. Um ihnen nützlich zu sein und damit seinem Land.
Wie gesagt, das Buch ist spannend, aber nicht diese äußere Spannung allein macht seinen Wert aus. Sie packt beim Lesen, doch sie zielt tiefer und provoziert, über dramatische Episoden hinweg, gehöriges Nachdenken über Schuld und Sühne, Bewährung, Tapferkeit, Liebe, Menschsein überhaupt. Also Sinn des Lebens. Das Buch ist hart, und man kann sich aufregen dabei und auch zufrieden werden. Was – wenn nicht dies – sollte ein solches Buch sonst?

Claus



DMV 1970, 478 Seiten, 21,– M

Auf antisowjetischem Kriegskurs

Die vom deutschen Institut für Militärgeschichte herausgegebenen Studien informieren über das System der langfristigen und systematischen antisowjetischen Kriegsvorbereitung durch die politische und militärische Führung des faschistischen Deutschlands sowie über die Rolle der Monopole bei der Vorbereitung der Aggression gegen die UdSSR. Die Beiträge bieten die gegenwärtig neuesten und zum Teil bisher auch unveröffentlichten Forschungsergebnisse.

Sie tragen dazu bei, das Geheimnis imperialistischer Kriegsvorbereitung zu enthüllen und sind daher auch für die Gegenwart von besonderer Aktualität.

Kennen Sie Urban?

(DEFA)

Urban ist so eine Art „Genosse Überall“: Jeder braucht ihn, jeder sucht ihn, oft unbewußt. Jeder hat in seinem Leben nicht nur einen, sondern viele Urbans, Menschen, die einem Haltung vorleben, die man Ideal nennt, Vorbild, oder so ...
Der Film (Szenarium: Ullrich Plenzdorf, Regie: Ingrid Reschke) erzählt, wie es einem jungen Mann namens Hoffi ergeht, der mit solch einem Urban zufällig zusammentrifft. Hoffi hat gerade eine Haftstrafe wegen Körperverletzung hinter sich, Urban, Vermessungsingenieur, will möglichst schnell auf eine neue Baustelle. Die beiden lernen sich im Krankenhaus kennen. Hoffis Reaktion nach wenigen Tagen: „Schwester, ich will in ein anderes Zimmer, der Mann ist in der Partei!“ – Aber Urban ist unwiderstehlich. Als Hoffi schließlich das Krankenhaus verläßt, zieht er von einer Großbaustelle zur anderen, um Urban wiederzufinden.
Hoffi lebt nach den Prinzipien, die er von Urban übernahm. Weil man aber Lebenserfahrungen eines anderen nicht einfach auf sich übertragen kann, führt das zu Verhaltensweisen, die Hoffi neue Konflikte bescheren; ihm und vor allem Gila, die seinetwegen ihr geordnetes Zuhause verläßt, weil ihre Eltern nicht einsehen, warum gerade ‚so einer‘ ihr Schwiegersohn werden soll. –
Als Hoffi schließlich, wieder zufällig, auf Urban trifft, hat er schon feste Vorstellungen darüber, *wie* er leben möchte. Für ihre Verwirklichung gibt es keine Patentlösung; die bietet auch der Film nicht, er zeigt Möglichkeiten – viele und interessante.

Hdbr.



Erinnerungen

Wenn Klassenbrüder und Waffenbrüder beim Manöver zusammenkommen, bringt und nimmt ein jeder auch seine eigenen Souvenirs mit. Nach den Erinnerungen, die sie sowohl im Herzen (1) als auch in gegenständlicher Form (2) vom Manöver „Waffenbrüderschaft" mit nach Hause nehmen, fragte AR sieben Soldaten aus den sieben Armeen des Warschauer Vertrages.

Soldat Grigori Scherpilin, Sowjetarmee:
(1) „Am meisten beeindruckt hat mich, daß der Leninsche Gedanke von der entschlossenen Verteidigung der sozialistischen Revolution bei allen Genossen der vereinten Streitkräfte tief verwurzelt ist."
(2) „Mein schönstes Souvenir: Die Ansichtskarte einer dreizehnjährigen Schülerin aus Hoyerswerda, auf der sie sich bei uns Soldaten bedankt, daß wir im engen Kampfbündnis den Frieden und den Sozialismus schützen."



Manövernachlese

TEXTE: Oberstleutnant Freitag, Fregattenkapitän Krüger, Major Spickereit, Major Schütze, Hauptmann Berchert und Leutnant Melzer
FOTOS: Major Gebauer und Manfred Uhlenhut

Soldat György Pallai, Ungarische Bewaffnete Kräfte:
(1) „Allgemein sagt man uns Ungarn ja nach, wir hätten Paprika im Blut. Als wir in der DDR ankamen, wurden wir von den Leuten so herzlich, so temperamentvoll und mit solchem ‚Hallo!' empfangen, daß ich sagen muß: Das ist eine Sorte Paprika, die ich noch nicht kannte." (2) „Ich wurde mit dem Bestenabzeichen der Nationalen Volksarmee ausgezeichnet. Das ist für mich nicht nur irgend ein Andenken, sondern eine Auszeichnung, die ich mit Stolz trage."

Soldat Dimiter Penkoff, Bulgarische Volksarmee:
(1) „Ich hatte das große Glück, in Leipzig das Dimitroff-Museum besuchen zu dürfen. Dort trafen wir auch mit NVA-Soldaten zusammen, die wie wir das Werk Georgi Dimitroffs fortsetzen und unsere Bruderländer vor dem neuentstandenen Faschismus, dem Revanchismus und Militarismus in Westdeutschland schützen."
(2) „Wir haben uns gemeinsam fotografieren lassen. Das Bild ist bereits unterwegs nach Hause und wird in meinem Heimatdorf gewiß große Freude auslösen."

Soldat Věroslav Kuška, Tschechoslowakische Volksarmee:
(1) „In unserem Truppenlager habe ich Soldaten der Nationalen Volksarmee getroffen, die 1968 an der militärischen Hilfsaktion für mein Land beteiligt waren. So konnte ich ihnen persönlich danken, daß sie durch ihren mutigen Einsatz mitgeholfen haben, mein Land vor der Konterrevolution zu bewahren. Mein Vater ist ein aufrechter Kommunist. Er wurde von der Konterrevolution gejagt und mußte sich verstecken. Ihr, liebe Genossen, habt ihn mitbefreit." (2) „Was ich nach Hause mitnehme, ist mehr als ein Souvenir. Es ist eine technische Zeichnung von einem Neuererkollektiv der NVA, und zwar zu einem Problem, an dem auch wir arbeiten."

Soldat Gheorghe Vaturescu, Rumänische Streitkräfte:
(1) „Wir sind fast 1 500 Kilometer auf Straßen in die DDR

gefahren. Das war sehr anstrengend, aber wir haben viel gesehen. Ich bin noch nie so weit herumgekommen. Am schönsten aber war der an Kilometern kürzeste ‚Marsch der Waffenbrüderschaft', den ich nie vergessen werde."
(2) „Ich sammle Abzeichen. Hier beim Manöver ist schon eine ganze Menge dazugekommen, bis jetzt 23 – von den Soldaten aus allen beteiligten Armeen."

Soldat Jan Urniaz, Polnische Armee:
(1) „Unser Truppenlager grenzte an eines der NVA. So sind wir uns nicht nur bei offiziellen Treffen begegnet, sondern täglich. Ich habe gute Freunde gefunden. Wir werden uns nach dem Manöver schreiben, ja, vielleicht sogar einmal besuchen, wenn die Dienstzeit vorbei ist." (2) „Von den Wolgaster Bürgern erhielt ich einen ‚Sumatic'-Wecker geschenkt. Ich bin ein bißchen rot geworden dabei. In der Armee wird man ja vom UvD geweckt, aber zu Hause habe ich oft verschlafen. Ob die Leute aus Wolgast das etwa gewußt haben?"

Soldat Peter Albrecht, Nationale Volksarmee der DDR:
(1) „Am meisten hat mir die geballte Kraft imponiert, die in unseren vereinten Streitkräften steckt. Denn es ist schon was anderes, ob man davon nur gehört und gelesen hat oder ob man sie – wie eben hier beim Manöver ‚Waffenbrüderschaft' – ganz unmittelbar spürt." (2) „Mein schönstes Souvenir ist ein internationaler Geburtstagsglückwunsch, gezeichnet von meinen Kameraden und unterschrieben von Soldaten aus allen sieben Armeen – für mich, zum Einundzwanzigsten."

Nicht geplante „Gefechtseinlage"

Soldaten eines sowjetischen Gardetruppenteils arbeiten mit Feuereifer am Ausbau ihrer Manöverstellung. Einer von ihnen stößt plötzlich auf Metall. Da das zunächst nichts Ungewöhnliches ist, wird weiter gegraben. Doch dann erweist sich der in etwa 80 cm Tiefe liegende metallene Gegenstand als Blindgänger, als 100-Kilo-Bombe.
Deckung – Sicherungsposten – Meldung!
Major Rewjakin, ein erfahrener Pionieroffizier, wird geholt. Vorsichtig legt er mit den Händen den Zünder der Bombe frei, schraubt ihn Millimeter für Millimeter heraus. Das ist nicht einfach, denn Rost, Sand und Nässe behindern die Arbeit. Doch Rewjakin kennt das schon; er bleibt ganz ruhig. Die Genossen in der Deckung dagegen sind aufgeregt. Wird der Major es schaffen? Endlich atmen sie auf. Rewjakin klettert aus dem Graben, den Zünder in der Hand.





„Ja, zu Pferde, wie früher, wären wir natürlich noch nicht hier", meinen übereinstimmend der tschechoslowakische und der polnische Hubschrauberpilot.

Einweisung für die Brüder Kozma (ungarische Volksarmee). Von links: Andreas Kozma, Major Fekete, Miklós Kozma.

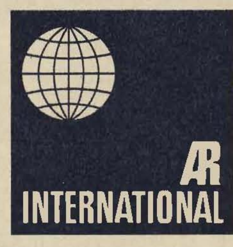
Wenig später schon ist der entschärfte Blindgänger unterwegs zum Sprengplatz, und der Stellungsbau geht weiter, als wäre nichts gewesen.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei

Wie schnell heutzutage Truppen über weite Entfernungen herangeführt werden können, bewiesen u. a. bulgarische mot. Schützen, die mit sowjetischen Transportmaschinen vom Typ AN-12 im Manövergebiet eintrafen. Dabei zeigten sich zugleich die Vorteile der einheitlichen Bewaffnung innerhalb des Warschauer Vertrages; denn diese Genossen brauchten nicht ihre gesamte Technik mitzubringen. Nach der Landung konnten sie ihre Ausrüstung vervollständigen und kämpften mit der zum Teil zwar „entliehenen", aber ihnen doch so vertrauten Technik mindestens ebenso gut wie im heimischen Übungsgelände.

Familienkonkurrenz

Sie heißen Andreas und Miklós Kozma, dienen in der ungarischen Volksarmee und sind Kompaniechefs im selben Bataillon. Andreas (29) ist zwei Jahre älter als sein Bruder, Oberleutnant, verheiratet, zwei Kinder. Leutnant Kozma hingegen ist noch unbeweibt, kann jedoch – nicht ohne Stolz – darauf verweisen, daß er schon länger Parteimitglied ist als der Ältere, dem das Mitgliedsbuch während des Manövers hier in der DDR ausgehändigt wurde. Auf die Frage, wessen Kompanie die bessere sei, meinte Andreas: „Miklós ist der geborene Soldat, und er hat eine verdammt gute Truppe", während jener urteilte: „Man muß sich ganz schön anstrengen, um mit Andreas Schritt zu halten – schließlich will er ja zeigen, daß er der Ältere und der Erfahrenere ist."



Schmunzelnd verrät schließlich Major Fekete, der Bataillonskommandeur, sein „Geheimrezept": „Jedem der beiden Kozmas halte ich hin und wieder die Leistungen seines Bruders unter die Nase, und dann kurbeln sie wieder eine Weile ganz gewaltig. Ja, und den anderen Kompaniechefs im Truppenteil können oft die Gebrüder Kozma als Beispiel hingestellt werden. So einfach ist das manchmal mit dem Wettbewerb!"

Die erste Bekanntschaft

An einem kühlen Oktobertag empfängt Forst, Stadt der Rosen und Tuche, ungarische Manöverteilnehmer. Besonders herzlich begrüßen Thälmannpioniere die Gäste: Sie überreichen ihnen Geschenke, die sie liebevoll selbst gemalt, gebastelt, geklebt haben, dazu Blumen – und sie binden den Soldaten aus der Ungarischen Volksrepublik ihre Pionierhalstücher um. Der elfjährige Bernd hat sich dazu den Stabsgefreiten János Molnar aus-



gesucht. Der gut deutsch sprechende János fragt den Pionier: „Das ist wohl das erste Mal, daß du ungarische Soldaten siehst?" – „Nein", antwortet Bernd, „ich habe schon welche kennengelernt." – „Wo denn?" möchte der Stabsgefreite wissen. „Im Fernsehen", kommt die Antwort, „den Soldaten Prinz zum Beispiel." Der junge Ungar lächelt. „Da hast du aber nicht gerade den Besten erwischt." – „Weiß ich", entgegnet Bernd, „ihr seid ganz bestimmt viel besser."


„Regulierer und Wachtposten sind das Spiegelbild der Einheit", meinte Major Penu und erwies sich im rumänischen Feldlager als gewissenhafter Diensthabender.

„Wir sind uns nah"

Den ersten Händedruck tauschten sie vor rund tausend Tagen, mehr als tausend Kilometer von der DDR entfernt. Damals, 1967, als am Fuße der bulgarischen Rhodopen das Manöver „Rhodopen" stattfand: Hauptmann Anatoli Sidolenko aus Odessa und Major Ion Popescu aus Bukarest. Beide hatten nicht erwartet, sich beim Manöver „Waffenbrüderschaft" wiederzusehen, am allerwenigsten der rumänische Offizier, wähnte er seinen „Rhodopen"-Bekannten doch immer noch bei seinem alten Truppenteil. Seit zwei Jahren aber dient Anatoli in der DDR, und so vermochte er seinem Bukarester Freund auch Hauptmann „G"ans Reinhold vorzustellen, mit dem ihn ebenfalls enge waffenbrüderliche Beziehungen verbinden. Woher? Anatoli, der übrigens recht gut deutsch spricht („Nur meine Schulkenntnisse!"), antwortete singend, mit einer Liedzeile: „Im Regiment nebenan steht jeder wie bei uns seinen Mann . . ." Viel gibt es zu erzählen. Anatoli spricht von der engen Zusammenarbeit mit den Genossen der Nationalen Volksarmee. Hans Reinhold und er tauschen regelmäßig ihre Erfahrungen aus. Die Hauptfeldwebel beider Kompanien berieten miteinander, es treffen sich die FDJ-Mitglieder und die Komsomolzen, Leistungsvergleiche im Schießen fanden statt, Anatoli nahm an Stubendurchgängen von Hauptmann Reinhold teil, man veranstaltete gemeinsame Exkursionen und wetteiferte bei der Vorbereitung auf das Manöver „Waffenbrüderschaft". Und hin und wieder treffen sich Anatoli und Hans auch „ganz in Familie".
Ion berichtet von den schweren Tagen des Hochwassers in Rumänien, zu dessen Bekämpfung auch seine Einheit eingesetzt war: „Wochenlang füllten und schleppten wir Sandsäcke, türmten sie zu schützenden Dämmen. Das war eine verpflichtende Kampf-

Immer wieder imponierend: Modernste Panzer der Sowjetarmee greifen den „Gegner" an.



aufgabe für uns. Tag und Nacht wurde gearbeitet. So konnten wir mithelfen, noch größere Katastrophen zu verhindern. Allerdings fehlten uns diese Wochen in der Ausbildung. Deshalb bin ich besonders stolz, daß wir die Ausbildungsziele trotzdem erreicht haben und den ehrenvollen Auftrag bekamen, an diesem großen gemeinsamen Manöver in der DDR teilzunehmen." Und an Anatoli Sidolenko gewandt, setzt Major Popescu hinzu: „Ganz besonders freue ich mich, dich hier wiederzusehen!" Gewiß, diese persönliche Begegnung nach drei



Ein Virtuose auf dem Dudelsack: Soldat Patschow aus der Bulgarischen Volksarmee.

Jahren trägt Elemente des Zufalls. Das betont auch Hauptmann Sidolenko. „Aber auch, wenn wir uns hier nicht wiedergetroffen hätten, könnte uns das nicht trennen. Als Kommunisten und Angehörige der sozialistischen Militärkoalition sind wir uns nah – näher als manche Menschen auf der Welt, die sich täglich sehen und sich vielleicht sogar Freunde nennen. Wir sind echte Freunde, Klassenbrüder und Waffenbrüder."

Bester in Gastfreundschaft

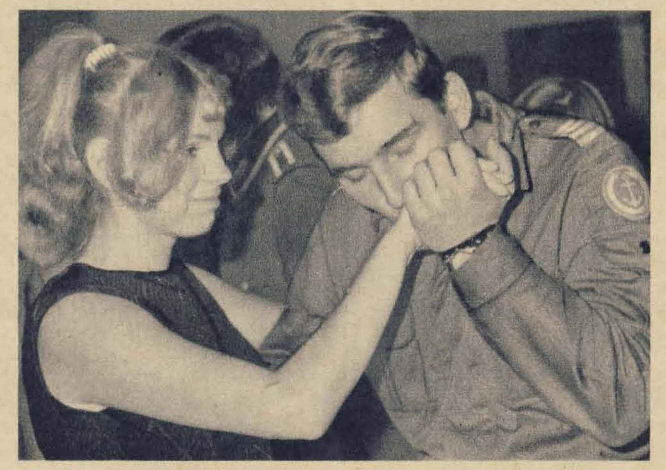
Im VEG Koitzsch sind tschechoslowakische Teilnehmer am Manöver „Waffenbrüderschaft" zu einer Besichtigung angekündigt. Daß dieser Besuch ein Erlebnis wird, ist klar. Gastgeschenke – alles organisiert. Doch der BGL-Vorsitzende Erhard Messerschmidt möchte den Gästen auf seine Weise eine kleine Freude bereiten. Ihm ist bekannt, daß es in der ČSSR Schwesterbetriebe gibt, die, wie sein VEG, eine intensive Fischzucht betreiben. Also wissen die tschechoslowakischen Soldaten bestimmt einen leckeren Karpfen zu schätzen. Eigenhändig räuchert er, bis spät in die Nacht hinein, zehn Prachtexemplare. Am nächsten Vormittag ist die Überraschung gelungen. Die Gäste sind begeistert. Und dann erhält Erhard Messerschmidt aus den Händen des Delegationsleiters das Bestenabzeichen der Tschechoslowakischen Volksarmee – für hervorragende Gastfreundschaft.

Ich küsse Ihre Hand, Madam . . .

Das Rückzugsgefecht – im Rahmen des Manövers – war beendet. Der Gefreite Siebenstreich wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und sagte: „So, das wäre geschafft. Jetzt müßte man . . ." Doch da befahl ihn der Kompaniechef zu sich.
„Wenn Sie sich gewaschen



haben, saubere Kragenbinde. Wir sollen zu so einer polnischen Kapelle fahren." Siebenstreich machte sich fertig, meldete sich. Der Kompaniechef drückte ihm einen Blumenstrauß in die Hand.
„Den werden Sie dem Kapellmeister überreichen! Mit ein paar passenden Worten."
Freundliche Begrüßung bei den polnischen Genossen – temperamentvolles Programm – keine Kapelle, ein Ensemble. Unerwartet trat plötzlich eine hübsche junge Dame auf.
„Ich präzisiere", sagte der Kompaniechef, „Sie werden den Strauß der Dame, die da eben singt, überreichen, aber nach allen Regeln. Handkuß und so. Benehmen Sie sich anständig!"
Siebenstreich wiederholte, wie sich das gehört. Dann überlegte er: Nach allen Regeln – Handkuß. Aber wie? Und ganz ohne Einweisung?
Er trainierte in Gedanken: Tempo 1 – Hand erfassen,



„Tempo 3" – vorgeführt von einem polnischen Marineinfanteristen

Tempo 2 – sanft anheben, zugleich Kopf senken, Tempo 3 – Kuß, das heißt flüchtige Berührung, Tempo 4 – zurück in die Ausgangsstellung.
„Alles klar, Genosse Hauptmann – geht seinen sozialistischen Gang."
Die Beine steif, kerzengerade, marschierte er dann nach vorn. Sie war wirklich hübsch, Genossen, bei allem geregelten Handkußanstand. Siebenstreich hatte ein Gefühl, als ob alle Foto-, Rundfunk- und Fernsehreporter der Warschauer Vertragsstaaten sich nur auf ihn eingeschossen hätten. Tempo 1 ... Da fühlte er etwas Feuchtes, Frisches – Veilchenduft auf der Wange. Verstärkter Applaus prasselte wie Platzregen auf seinen Rücken. Benommen trabte Siebenstreich zurück. Als er wieder bei seinen Genossen war, hielt er den Strauß immer noch in der Hand.
„Macht nichts", sagte er, wie aus einem Traum erwachend, „morgen trete ich nochmal auf."



So wie hier die tschechoslowakischen Genossen wurden die Angehörigen aller sieben Bruderarmeen überall herzlich empfangen.

Noch einmal!

„MRZ – 20" (Marschrichtungszahl 20) nennt sich der Singeklub eines Mot.-Schützen-Truppenteils, der sich zum Manöver etwas Besonderes ausdachte und polnische Lieder einstudierte. Das polnische Feldlager lag ja nur einen Kilometer entfernt. Und natürlich kamen die elf Genossen bei ihren Waffenbrüdern gut an. Stets hatten sie aufmerksame Zuhörer, die begeistert mitsangen oder im Takt mitklatschten. Weder Regen konnte der Stimmung Abbruch tun noch tiefste Dunkelheit, wie an einem der Abende. Bühne und Zuschauerbänke waren aus irgend einem Grunde nicht beleuchtet; man hörte sich nur. Doch Zugabe auf Zugabe wurde verlangt; sogar das Abendessen blieb stehen. Vergebens auch die Mühe eines Diensthabenden, der auf die späte Stunde hinwies. Sein Appell an die in der Finsternis hockenden Massen entfachte die Begeisterung nur aufs neue. „Noch einmal! Noch einmal!" erschallte es in deutscher Sprache von den Bänken.



Abschied von den „fliegenden Matrosen". Sie kehren zurück in die Sowjetunion.

Spielt nicht nur Saxophon

Stürmischen Applaus erhielt Oberstleutnant Jiří Vykus, Politstellvertreter in einem tschechoslowakischen Panzertruppenteil, als er bei einer Freundschaftskundgebung in Bischheim-Häslich plötzlich von seinem Fahrzeug sprang, in ein Schülerorchester „eindrang", sich ein Saxophon entlieh und eine flotte böhmische Polka mitspielte.
Noch größeren Beifall zollte ihm jedoch, wer erfuhr, wie sich dieser Truppenteil auf die Fahrt in die DDR vorbereitet hatte. Neben Ausstellungen über das Leben in unserer Republik wurden u. a. auch Quizveranstaltungen und Preisausschreiben zum Thema „Was weißt du über die DDR?" veranstaltet. Im Politunterricht der Soldaten, um den sich der Oberstleutnant besonders kümmerte, standen außerdem 20 Stunden für die Vorbereitung des Manövers zur Ver-



Erstmalig übten Einheiten der Bulgarischen Volksarmee in der DDR und zeigten den Waffenbrüdern ihr hervorragendes Können.

fügung. Ein Ergebnis guter politischer Arbeit ist ohne Zweifel auch die Tatsache, daß im Truppenteil 228 „Beste Soldaten" dienen, und daß es selbst wieder als „Bestes Regiment" ausgezeichnet werden konnte.

Internationale Reparatur

Auf einer Landstraße irgendwo im Bezirk Cottbus. Ein LKW „Ural" mit dem Nationalitätenkennzeichen der NVA steht am Straßenrand, die Motorhaube aufgeklappt. Eine unfreiwillige Pause für Gefreiten Dertgen. Wenig später hält auch ein sowjetisches Fahrzeug. Das Mitgefühl treibt den Kraftfahrer zu seinem deutschen Genossen. Wenn auch keiner die Sprache des anderen versteht, so ist man sich doch schnell einig: Hier fehlt ein spezielles Ersatzteil, ein unscheinbares Stück Metall. Doch keiner von beiden führt es mit sich. Da hat der sowjetische Genosse eine Idee: „Polska! Polska!" Gestikulierend macht er dem Gefreiten Dertgen klar, daß in der Nähe ein polnisches Feldlager sei, zu dem er nun fahren würde.
Nach vierzig Minuten ist er zurück. Freudestrahlend. Die Genossen in der polnischen Werkstatt konnten helfen. Schnell sind die nötigen Handgriffe getan; dann glimmen zwei Zigaretten auf. Zufrieden setzen sich beide an ihr Lenkrad, sich beim Anfahren noch einmal zum Abschied zuwinkend.

Zu riskant

Kombinat Robotron Radeberg. In den Hallen der Richtfunkproduktion sind Soldaten der bulgarischen, ungarischen, tschechoslowakischen und unserer Volksarmee zu Gast. Interessiert schauen sie den Arbeitern über die Schultern. Ein tschechoslowakischer Major, Rudolf Havliček, verteilt kleine Anstecknadeln aus Prag. Er greift den Männern mit einer Hand unter den Kittel, mit der anderen heftet er die Nadel an. Freundliches Lachen auf beiden Seiten, ein Händedruck, Dankeschön. Aber dann sitzt da eine Kollegin. Hier wird der Offizier verlegen. Auch belustigt anfeuernde Zurufe der Umstehenden können ihn nicht mehr bewegen, seine bisherige Methode des Ansteckens fortzusetzen. Behutsam legt er die Nadel auf den Arbeitstisch und meint: „Nein, nein, liebe Freunde, ich mag keine Manöververwundete".



AUS UNSEREM JAHRESTAGSKALENDER:

8. Februar: Tag der Koreanischen Volksarmee (gegr. 1948)
15. Februar: 10. Jahrestag der Bildung der südvietnamesischen Befreiungsarmee
23. Februar: Tag der Sowjetarmee (gegr. 1918)

Seelandung. Im Vordergrund Schützenpanzerwagen der Nationalen Volksarmee.



Als Höhenrichtkanonier begann er. Jetzt bereitet sich Oberleutnant Höntsch auf das Studium an einer sowjetischen Militärakademie vor, richtet seinen Blick auf

Eine neue Höhe

Eine Batterie Fliegerabwehrkanonen auf dem Marsch. In wiegender Fahrt rollen die vierachsigen Tatras über die Heide, die gewichtigen Kanonen hinter sich her ziehend, als wären sie aus Leichtmetall.
Minuten später ragen die schlanken Rohre gen Himmel. In der Funkmeßstation leuchten die grünen Augen. An den Feuerleitgeräten hantieren flinke Kanoniere.
Die Batterie hat eine neue Stellung bezogen. Befehligt wird sie von einem jungen Oberleutnant. Er meistert seine Aufgabe. Wer es nicht besser weiß, nimmt an, er wäre der Batteriechef.
Oberleutnant Höntsch aber ist Zugführer. Die Nervenzentrale der Batterie untersteht ihm, der Führungs- und Meßzug. Selbstverständlich kann auch er eine Batterie ins Gefecht führen. Bewiesen hat er es nicht nur einmal. Vorübergehend war er auch bereits Batteriechef. Zwei Monate lang. 1969. Doch seine Perspektive ist eine andere. Die Partei ist der Überzeugung, daß Genosse Höntsch größere Aufgaben bewältigen kann.
Über diesen Genossen will ich erzählen.

•

„Nein, Armeeoffizier wollte ich nicht werden. Schon als Kind zog mich alles an, was mit Elektrizität zu tun hatte. In Großenhain gab es bereits eine Station Junger Techniker und in ihr eine Arbeitsgemeinschaft für Nachrichtentechnik. Seit dem 7. Schuljahr gehörte ich ihr an. Zwei Jahre später war ich ihr Leiter“, erzählt mir Hans-Steffen Höntsch. „Nein, Armeeoffizier wollte ich nicht werden. Mich reizte die Funkerei, die Funklaufbahn der Handelsmarine.“
Seine schulischen Leistungen waren überdurchschnittlich. Er sollte die Erweiterte Oberschule besuchen. Die Mutter willigte ein, obwohl es ihr lieber gewesen wäre, der Junge hätte rascher eigenes Geld verdient. Als Ausnäherin in einer Tuchfabrik gab es für sie keinen allzu hohen Lohn.
Bald war sie vor ein zweites Problem gestellt. Das war tiefgreifender. Kaum Oberschüler, gab Hans-Steffen als zweiter seiner Klasse die Verpflichtung ab, nach dem Abitur zwei Jahre lang freiwillig in der Nationalen Volksarmee zu dienen. Als Mitglied der FDJ-Leitung war dieser Schritt für ihn selbstverständlich.
Hans-Steffen Höntsch hat keine Geschwister. Daran ist der Hitlerkrieg schuld. In Karlovy Vary gibt es ein Massengrab. Dort soll ein Soldat namens Höntsch begraben liegen. Genau weiß es wohl niemand. Irgendwer will es wissen, daß der unfreiwillige Soldat in einem Lazarettzug umgekommen sein soll.
Nun wollte der einzige Sohn Soldat werden. Freiwillig. Es gab kein Gesetz, das ihn dazu verpflichten konnte. Es gab nur die bewußte Einsicht. Konnte ein Vierzehnjähriger sie haben? Vier Jahre sind bis dahin noch Zeit, mag Mutter Höntsch gedacht haben, als sie zustimmte.

•

Vier Jahre waren vergangen. Der Berufswunsch, Funker auf einem Handelsschiff zu werden, war dem Berufsziel Diplom-Ingenieur für Bergbau gewichen. Doch trotz bestandener Aufnahmeprüfung sollte es an der Bergakademie Freiberg nie einen Studenten Hans-Steffen Höntsch geben.
„Wie jedes Jahr, verdiente ich auch im Sommer 1961 im VEB Kraftverkehr als Beifahrer mein Feriengeld. Auch an jenem Sonntag war ich auf Achse. Jener Sonntag war der 13. August“, erinnert sich der Oberleutnant. „Die ganze Tragweite der Grenzsicherung in Berlin begriff ich nicht sogleich. Ich war bis dahin nie in der Hauptstadt gewesen, geschweige denn in Westberlin.
Tage später jedoch unterschrieb ich gemeinsam mit neun Jugendfreunden einen Brief an die Volkskammer. Wir forderten, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen.
Durch diese, aus ehrlichem Herzen heraus gegebene Unterschrift sah ich mich verpflichtet, vorerst mein Studium aufzuschieben. Am 1. September 1961 wurde ich eingereiht in das FDJ-Regiment Nr. 1 des Bezirkes Dresden. Seit jenem Tag bin ich Soldat.“
Und was sagte die Mutter dazu?
Schon als Kind war Hans-Steffen rasch zu begeistern. Hatte er Feuer gefangen, dann wußte



er als Gruppenratsvorsitzender seine Schulkameraden zu entflammen. Wer weiß solches besser als eine Mutter? Die Ausrede, warum ausgerechnet mein Junge, sollen doch erst die anderen gehen, kam in ihr nicht auf. So stand sie dann inmitten der großen Schar, die die Jungen zur Armee verabschiedeten. Und sie war stolz auf ihren Hans.

•

Nach kaum vierwöchiger Grundausbildung trug der Großenhainer Abiturient die Waffenfarben der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung. Als Wachsoldat eines der neuaufgestellten Fla-Raketen-Truppenteile sprach er den Fahneneid. „An die ersten Wochen meiner Soldatenzeit denke ich gern zurück. Unser Wachzug war ein prächtiges Kollektiv. Und einen Politoffizier hatten wir! Er, Leutnant Schwarz, überzeugte mich durch sein Beispiel, Berufssoldat zu werden", erzählt der Zugführer. „Aber... Mich reizte seit je die Technik. Im Wachzug kam ich mit ihr nicht in Berührung. Ich bat darum, mich zur Rohrflak zu versetzen. Als Höhenrichtkanonier bestand ich mein Examen. Kurz danach wurde ich an die Offiziersschule ‚Franz Mehring' delegiert...
Als ich meine Mutter besuchte, um sie in aller Ruhe auf meinen längst gefaßten Entschluß vorzubereiten, spürte ich, daß sie diese Entwicklung geahnt hatte. Ja, sie freute sich, daß ich aufgrund meiner Leistungen Unteroffizier geworden war."
An der Offiziersschule entschied sich Hans-Steffen Höntsch für die Fachrichtung Rohrflak. Da er sich seit Kindesbeinen für das Nachrichtenwesen interessiert und als Kanonier Bekanntschaft mit der Funkmeßtechnik gemacht hatte, wählte er die Speziallaufbahn eines Meßzugführers.
Er war ein aufmerksamer Schüler. Im Fach Fla-Waffen gab es für ihn nur die Note 1. Doch dann geschah es. Bei einer der letzten Prüfungen in Ballistik zeichnete der Banknachbar ab, jedoch seitenverkehrt. Die Schummelei kam natürlich heraus. Obwohl Hans-Steffen Höntsch nichts bemerkt hatte, wurde auch er mit einer 4 bestraft. Zu Unrecht. Er erhob Einspruch und der Lehrer versprach, die Zensur zu löschen...
„Ohne diese 4 hätte ich die Gesamtnote 1,8

erreicht. Auf dem Dokument des Examens aber stand plötzlich: ‚Mit befriedigend'. Warum war die unrechtmäßige 4 nicht gestrichen worden?
Ich war sehr enttäuscht. Als meine Genossen die Ernennung zum Unterleutnant feierten, ließ ich, ihr FDJ-Sekretär, den Kopf hängen. Keiner vermochte mich aufzumuntern. Ich fühlte mich benachteiligt; denn mein Lehrer hatte es vergessen, diese Note zu streichen."

•

Oberleutnant Hans-Steffen Höntsch trägt am Uniformrock gleich zweimal das Leistungsabzeichen der NVA. Das erste wurde ihm bereits im ersten Offiziersdienstjahr verliehen. Er erhielt es aus der Hand des Chefs des Militärbezirks.
„Das war so: Am 30. Juli 1966 wird gegen Mitternacht Alarm ausgelöst. Ich eile in die Kaserne. Zwei Schiedsrichter empfangen mich. ‚Genosse Unterleutnant, Sie wissen, daß Ihr Batteriechef in Urlaub ist. Wer führt die Batterie?'
Nun, das war nur ein Teil der Wahrheit. Auch der Hauptwachtmeister war nicht im Garnisonbereich. Der 2. Feuerzug wurde von einem Offiziersschüler geführt. Lediglich der Zugführer des 1. Feuerzuges war ein ausgebildeter Offizier... Dennoch sagte ich: ‚Ich übernehme die Batterie.'
Im Sammelraum angekommen, empfing ich die Aufgabe der Batterie, zeichnete die Karte, begann den Marsch. Ich hielt nicht nur die Normzeiten ein, es fiel auch nicht ein Fahrzeug aus.
Natürlich stellten sich kleine Mängel ein, sie aber gaben schließlich nicht den Ausschlag.
Wir fuhren zum Schießen. Gleich bei der ersten Aufgabe schoß der 1. Feuerzug den Luftsack ab!
Kurz, die Batterie erfüllte sämtliche Aufgaben – nur eine ausgenommen – mit der Note 1, die damals noch eine Traumnote genannt wurde.
Während der ganzen Übung war ich natürlich mächtig aufgeregt; denn mir fehlte ja jegliche Kommandeurserfahrung. Ein Glück, daß mir der Stab den Genossen Hauptmann Grondczil als ruhenden Pol zur Seite gegeben hatte.
Auf dem Rücktransport spürte ich, daß ich hart an der Grenze meiner Kräfte angelangt war. Tagelang, nächtelang hatte ich nicht eine Stunde geschlafen. Aber ich hielt es durch.
Das Gesamtergebnis dieser Übung drückte sich in der Note 1 für die Batterie aus. Wir hatten es geschafft! Und ich, ich hatte mein Selbstvertrauen zurückerobert. Ich hatte mir bewiesen, daß ich kein ‚befriedigender' Offizier war."
Ein Jahr darauf wird Hans-Steffen Höntsch erneut zum Chef des Militärbezirks befohlen. Diesmal erhält sein Führungs- und Meßzug den Bestentitel und das Leistungsabzeichen. Wieder ein Jahr später wird es dem jungen Offizier für seinen selbstlosen Einsatz bei der Erfüllung militärischer Aufgaben verliehen. Es zeichnet sich für Hans-Steffen Höntsch eine Perspektive ab, eine Perspektive in seinem Truppenteil.
Sein militärisches Können war überdurchschnittlich. Seine Parteierfahrung machte sich immer mehr in der Batterie bemerkbar. Sein pädagogisches Talent trug Früchte.



Alles, was ihm an Wissen vermittelt worden war, alles, was er sich mühsam an Fertigkeiten angeeignet hatte, gab er an seine drei Gruppen- und Truppführer weiter.
„Meines Erachtens eignet sich Wachtmeister Gerhard Horn als Führungs- und Meßzugführer. Ich möchte ihn gern dazu qualifizieren. Wer wohl verläßt gern sein Regiment, ohne zu wissen, daß er ersetzt, vollgültig ersetzt werden kann?"
Hans-Steffen Höntsch will seine Genossen verlassen, seinen Zug, seine Batterie, das Otto-Grotewohl-Regiment!

●

„Genosse Höntsch hat eine positive Entwicklung, seit er im Otto-Grotewohl-Regiment dient. Schon als sehr junger Offizier löste er komplizierte Aufgaben. Doch nicht nur als Militär ist er einer unserer Besten. Er leistet auch als Parteifunktionär eine gute politisch-ideologische Arbeit in seinem Zug, ja, in der ganzen Batterie", urteilt Oberstleutnant Walther.
Hauptmann Fisch, Parteisekretär des Regiments, fügt den Worten des erfahrenen Politstellvertreters hinzu: „Genosse Höntsch besitzt das Vertrauen der Grundorganisation unserer Partei. Bereits seit 1966 ist er Mitglied der Zentralen Parteileitung, 1967 wurde er als Parteisekretär der 1. Batterie gewählt. Er zählt in jeder Hinsicht zu den besten Genossen unseres Flak-Regiments." Und noch einmal Oberstleutnant Walther: „Zweifellos hätte Oberleutnant Höntsch auch in unserem Kollektiv seinen Weg machen können. Wir jedoch schlugen ihm vor, an einer Militärakademie der Sowjetunion zu studieren. Er willigte sofort ein..."

●

Studium in der UdSSR mit dem Ziel, eine leitende Funktion in der Truppenluftabwehr unserer Nationalen Volksarmee zu übernehmen. Das ist die Perspektive des heute siebenundzwanzigjährigen Sohns einer Näherin. Die Wegmarkierungen stehen offen und klar vor ihm.
„Sechs Jahre Studium – das Vorbereitungsjahr muß man ja hinzuzählen! Tagelang, nächtelang ging mir das im Kopf herum, bis mir die klügsten Argumente einfielen, gegen die meine Christel kaum Gegenbeweise haben konnte.
Es ist nicht einfach für eine junge, berufstätige Mutter, mit einem Offizier verheiratet zu sein. Ein Ingenieur kennt eine 45-Stundenwoche, einen freien Sonnabend; doch wir... Und nun will ich sechs Jahre in der Sowjetunion studieren. Im ersten Jahr kann ich meine Familie nicht mitnehmen, und ob es später was wird? Wer weiß es?
Christel ist Krankenschwester und arbeitet als Betriebsschwester. Ein Hausmütterchendasein kennt sie nicht. Findet sie in der Sowjetunion eine Betätigung?
Für Christel wird die Trennung hart sein. Für mich auch. Mein Tino, meine Beate – sie werden mich sehr vermissen. Sechs Jahre ist er alt, drei Jahre sie. Ich werde ihnen, sie werden mir fehlen.
Aber ich bin Offizier, und ich bin Parteimitglied. Das wußte Christel, als sie mich heiratete. Sie liebt mich. Sie steht zu mir."

●

Hans-Steffen Höntsch ist ein Kind unserer sozialistischen Republik. In der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" war er Gruppenorganisator, in der FDJ Leitungsmitglied. Nun ist er seit vier Jahren Parteifunktionär. In den Saal des VII. Parteitags der SED begleitete er eine der Truppenfahnen der Arbeiter-und-Bauern-Armee. Viermal marschierte er am 1. Mai über den Marx-Engels-Platz. Ein weiteres Mal nahm er als Flak-Offizier an der Parade teil.
In der Ehrenformation der NVA erwies er dem ersten Ministerpräsidenten des neuen Deutschlands, Otto Grotewohl, die letzte Ehre, jenem Mann, dessen Name an die Fahne seines Regiments geheftet ist. Und diese Fahne begleitet er.
Gemeinsam mit seinem Genossen Oberleutnant Wolfgang Thieme befehligte er den Salut zu Ehren des sudanesischen Staatsoberhaupts Generalmajor Nimeri – 21 Salven.
Er ist Genossin Johanna Grotewohl begegnet und ihrem Sohn. Er stand Wache, als der Gedenkstein in der Kaserne enthüllt wurde. Das sind Erlebnisse, die sich einprägen, die eine Persönlichkeit formen.

●

Die 1. Batterie des Otto-Grotewohl-Regiments übt den Stellungswechsel. Sie wird befehligt von Oberleutnant Hans-Steffen Höntsch, der den Batteriechef vertritt und ihn vollgültig ersetzt.
Die Kanoniere, die Funker, die Aufklärer, sie schauen auf ihn. Sie schätzen ihn. „Er verlangt viel von uns; doch nie mehr als von sich selbst. Wir wissen, was er kann, und wir bemühen uns, von ihm zu lernen. Seit wir wissen, daß er in der UdSSR sein Diplom als Militärwissenschaftler machen wird, ist unsere Achtung weiter gewachsen."
So denken die Soldaten über Oberleutnant Hans-Steffen Höntsch, ihren Zugführer. So denken sie über den Parteisekretär ihrer Batterie, über den Fahnenbegleiter des Flak-Regiments „Otto Grotewohl".

Rolf-Peter Bernhard

Brüder, in eins nun die Hände

In schwärzester Nacht

Werner Eggerath

Wem verkrampft sich nicht das Herz, wenn ihm voll bewußt wird, daß wir auf den Gebeinen von sechzig Millionen leben – Opfer der zwei schrecklichen Kriege, die in diesem Jahrhundert von Deutschland ausgingen, Opfer der faschistischen Barbarei. Wieviel Schöpferkraft, wieviel Lebensfreude, wieviel Hoffnungen wurden verscharrt, wieviel Tränen von Müttern, Frauen und Kindern geweint? Wofür? Warum? Wie konnte es geschehen? Unzählige Fragen verlangen Antwort. War das deutsche Volk nicht gewarnt? Weshalb gelang es der mächtigen und erfahrenen Arbeiterklasse in Deutschland nicht, in der entscheidenden geschichtlichen Stunde das Geschick zu wenden und die Katastrophe zu verhindern?

Das deutsche Volk, die Völker Europas waren gewarnt! Hitler, das ist der Krieg! – Immer wieder, hunderttausendfach warnten die Kommunisten und wiesen überzeugend nach, daß der deutsche Imperialismus erneut zur Durchsetzung seiner Weltherrschaftspläne ansetzte. Noch in der Eröffnungssitzung des Reichstages riß unsere greise Clara Zetkin als Alterspräsident mutig dem Faschismus die betrügerische Maske herunter und entlarvte die hinter ihm stehenden Gewalten.

War vielleicht die Arbeiterklasse in Deutschland nicht gewillt, ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen, um eine Wende herbeizuführen? Die immer stärker aufbrandenden Wellen der sogenannten Papenstreiks im Herbst des Jahres 1932 bewiesen, wie ihre Kampfbereitschaft in der Aktionseinheit wuchs, wie immer neue Kampfmethoden geboren wurden. Die schwarzen und braunen Horden der Nazipartei sahen sich schon als die Herren in Deutschland, terrorisierten die Arbeiterviertel, schossen aus dem Hinterhalt Arbeiterfunktionäre ab. Auch Herr von Papen glaubte nun freie Hand zu haben, durch Notverordnungen kürzte er rigoros die Hungerlöhne und erbärmlichen Unterstützungssätze, erhöhte die Massensteuern. Da lohte der Kampfwille auf, ein Betrieb nach dem anderen wurde stillgelegt. Die Arbeiter aller Richtungen belagerten gemeinsam, unterstützt von ihren Frauen und den Arbeitslosen, die Zugangsstraßen zu den Werken. Die Bauern brachten mit ihren Fuhrwerken die in den Dörfern gesammelten Lebensmittel in die eiligst eingerichteten Küchen der Solidarität. Wie ein Magnet zog die wachsende Einheitsfront auch Angehörige des Mittelstandes an, machte sich sogar in den Reihen der Polizei bemerkbar.

Die Antifaschistische Aktion war auf dem Vormarsch, die Einheitsfront wuchs von Tag zu Tag, das ließ auch die wahren Herren Deutschlands, die Industriebosse und Bankgewaltigen aus dem verschleierten Hintergrund hervortreten. Sie sahen ihre sorgfältig ausgearbeiteten Pläne in Gefahr und handelten. In einem Schreiben an Hindenburg forderten sie kurz und bündig die Übertragung der Regierungsgeschäfte „an den Führer der größten nationalen Gruppe". Wofür hatten sie auch diesen senilen kaiserlichen Generalfeldmarschall zum Präsidenten gemacht, wofür so viele Millionen der Nazipartei in den unersättlichen Schlund geworfen? Die Umgebung des Reichspräsidenten war vorbereitet, dort wußte man, was jede einzelne Unterschrift unter diesem Schreiben bedeutete, welches Gewicht die des ungekrönten Königs der Banken, des Dr. Hjalmar Schacht hatte. Nach einer kurzen Übergangszeit mit dem Kabinett des Generals Schleicher wurde der Abenteurer Adolf Hitler als Reichskanzler berufen. Am 30. Januar des Jahres 1933 trugen die Kolonnen der SA und SS die Brandfackeln durch das Brandenburger Tor.

Wer kann das zeichnen, was sich an diesem Tag und der folgenden Nacht in den Betrieben und Wohngebieten abspielte? Die Stunde des Handelns ist gekommen! Nun ist der Generalstreik das einzige, was uns bleibt! Jetzt kann der Parteivorstand der SPD, jetzt können die Gewerkschaften nicht mehr ausweichen, sie müssen den Vorschlag des Zentralkomitees der KPD zur Grundlage der gemeinsamen Aktionen machen! In den erregten Gesprächen vor den umlagerten Rundfunkempfängern gab es nur eine Meinung – jetzt muß gehandelt werden!

Was mag sich dann in den Köpfen der sozial-



Illustration: Kurt Zimmermann

demokratischen Arbeiter abgespielt haben, als der „Vorwärts", das Zentralorgan der SPD, die Antwort veröffentlichte? „Heute Generalstreik machen hieße, die Munition der Arbeiterklasse zwanglos in die Luft verschießen!" Schwarz auf weiß war es zu lesen, viele glaubten ihren Augen nicht zu trauen. Und die Lehren der Novemberrevolution? Die Lehren des großartigen einheitlichen Kampfes gegen Kapp und Lüttwitz in den Märztagen des Jahres 1920? Sie erhielten keine Antworten auf diese brennenden Fragen, die sozialdemokratischen Arbeiter, aber wie schleichendes Gift wirkte das, was ihre Funktionäre verbreiteten: „Ruhe bewahren! Keine Unbesonnenheiten! Auch Hitler kocht mit Wasser! Abwirtschaften lassen! Er ist schnell am Ende seines Lateins, dann kommen wir!"
Viele sozialdemokratische und auch christliche Arbeiter ließen sich einlullen, aber viel mehr erkannten die Richtigkeit der tiefschürfenden Einschätzung, die Ernst Thälmann und die Kommunisten immer wieder gaben. Die wiesen auch jetzt nach, daß die Hitler, Göring und Goebbels sogar nach der Übernahme der Regierungsgewalt nichts mehr fürchteten, als den Generalstreik, als die geschlossene antifaschistische Aktion. Noch am 27. Februar, nach der Besetzung und Ausraubung des Hauses des Zentralkomitees der KPD, wandte sich Ernst Thälmann in einem eindringlichen offenen Brief an die sozialdemokratischen und christlichen Arbeiter, an die Mitglieder der Gewerkschaften und des Reichsbanners, rief zur Aktion auf, warnte: „Die faschistischen Meuchelmörder, die mit Dolchen, Revolvern und Bomben gegen Arbeiter wüten, machen keinen Unterschied, ob ihr das Mitgliedsbuch der KPD, der SPD oder der Christlichen Gewerkschaften in



der Tasche tragt... Wenn wir gemeinsam kämpfen, sind wir unüberwindlich."
Wie bald wurde es bestätigt, wie schrecklich war das Erwachen für alle diejenigen, die den rechten SPD-Führern geglaubt hatten! Die Flammen, die aus dem Reichstag schlugen, waren das weithin sichtbare Signal für den Aufbruch des Entsetzlichen. Hitler, der sofort zur Stelle war, erklärte den herbeigeeilten Journalisten zynisch, dieser Brand sei ein „von Gott gegebenes Zeichen". Aber die Stahlruten und Reitpeitschen, Ketten und Stricke waren in den Kellern der SA-Kasernen seit Tagen bereitgelegt und die Gefängnisse vorbereitet. Niemand kennt die Zahl der in der „Bartholomäusnacht" Ermordeten, für die rasenden SA- und SS-Horden waren auch sozialdemokratische Abgeordnete und Gewerkschaftsfunktionäre nur „bolschewistische Untermenschen".
Es waren die Kommunisten, die Marxisten-Leninisten, die, sich ihrer hohen nationalen Verantwortung bewußt, das Banner des Freiheitskampfes auch in Deutschlands schwärzester Nacht nicht sinken ließen, die Not und Tod nicht scheuten, um das Massensterben auf den Schlachtfeldern zu verhindern. Für die KPD und jedes ihrer Mitglieder begann die bisher härteste Bewährungsprobe. Sie war die einzige Partei, die ihrem Volk treu blieb, unausgesetzt den Widerstand organisierte. Wer kann sich vorstellen, was illegale Arbeit in jener Zeit bedeutete? Wer es nicht selbst erlebte, kann sich nicht im entferntesten ein Bild vom Leben eines „Illegalen" machen. Die Marxisten-Leninisten brachten den erforderlichen Heroismus für eine unausgesetzte antifaschistische Tätigkeit auf, stets den Tod als Begleiter. So rollte noch im Jahre 1935 in meiner Heimatstadt Wuppertal ein Massenprozeß ab, in dem es sechshundertachtundzwanzig Angeklagte gab – Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen, Parteilose, die sich als Gewerkschaftler zusammengeschlossen hatten. In einem anderen Prozeß wurde ein katholischer Priester zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er, unterstützt von Führern des katholischen Jungmännerverbandes, gemeinsam mit leitenden Kommunisten in Düsseldorf am Aufbau einer antifaschistischen Organisation beteiligt war. Wieviele solcher Beispiele könnten aneinandergereiht werden!
In diesem Jahr 1935 schlugen die Büttel der Gestapo auch mich in Ketten, begann für mich der schwere Weg durch die Folterkeller, den schon vor mir so viele tapfere Genossen gegangen waren. Doch die Henkersknechte erfuhren nichts von meiner wirklichen Tätigkeit als „Illegaler", trotzdem verurteilte mich der I. Senat des „Volksgerichtshofes" zu fünfzehn Jahren Zuchthaus.
Im Juli desselben Jahres 1935 versammelten sich in Moskau die Delegierten von vier Millionen Kommunisten aus fünfundsechzig Ländern zum VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale. Georgi Dimitroff, der Held des Reichstagsbrand-Prozesses von Leipzig, hielt das grundlegende, in monatelanger Arbeit kollektiv vorbereitete Referat, in dem nachgewiesen wurde, daß der Faschismus als Herrschaftsform des Imperialismus die ganze Menschheit bedrohte. In den Beschlüssen dieses gewaltigen Kongresses wurde nachdrücklich unterstrichen, „daß die Herstellung der Einheitsfront der Arbeiterklasse in der gegenwärtigen historischen Etappe die wichtigste, nächstliegende Aufgabe der internationalen Arbeiterbewegung ist".
Die Beschlüsse des Weltkongresses zeigten der ganzen Welt die drohende Gefahr, sie wiesen der Arbeiterklasse den Weg zum Sieg über den Faschismus. Die KPD wertete sie auf ihrer „Brüsseler Konferenz" mit Vertretern aus allen Teilen Deutschlands aus und gab unmißverständlich Antwort auf die Frage, wie es zur Aufrichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland kommen konnte. In seinem Schlußwort faßte Wilhelm Pieck die Ergebnisse der tiefgehenden Aussprache zusammen, umriß die Hauptaufgabe: Schaffung einer antifaschistischen Volksfront! Vereinigung aller Gegner des faschistischen Regimes auf ein politisches Kampfprogramm. Herstellung des Kampfbündnisses der Arbeiterklasse mit den Bauern, den Angehörigen des Mittelstandes und den Intellektuellen!
Die Beschlüsse dieser Konferenz wurden zur

Richtschnur für tausende, zehntausende Illegale, auch für die Antifaschisten in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Die Front des Volkes gegen Krieg und Faschismus! Der Sturz des Hitlerregimes war nur durch die einheitliche Aktion aller Hitlergegner möglich!
Der „Aufruf an das deutsche Volk", den der Ausschuß zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront im Dezember 1936 in Paris veröffentlichte, war von führenden Kommunisten und Sozialdemokraten unterzeichnet, darunter waren Rudolf Breitscheid, Toni Sender, Alfred Braunthal, Siegfried Anhäuser.
Dieses beschlossene Dokument war aber weit mehr als ein Aufruf zum Widerstand – in ihm zeichneten sich die Konturen des Deutschlands ab, das nach dem Sturz der Hitlertyrannei entstehen sollte. Ein wahrhaft demokratisches Deutschland sollte es sein, ein Hort des Friedens, in dem die Arbeit von vielen Millionen Menschen dem Fortschritt dient. Bereits bis in viele Einzelheiten zeigte das dann die KPD auf ihrer Berner Konferenz Anfang 1939. Eine neue „demokratische deutsche Republik" sollte auf der Basis des gemeinsamen Kampfes aller Hitlergegner errichtet werden.
Wie überzeugend hat die Geschichte seit dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale und der Brüsseler Konferenz bewiesen, daß die mit dem Marxismus-Leninismus gerüstete Arbeiterklasse, verbündet mit den werktätigen Massen, unüberwindlich ist. Dieses Wissen zeigte Millionen und Abermillionen den Weg zum Sieg über seine Verderber, es gab den illegalen Kämpfern im faschistischen Deutschland die Kraft, für ihr Volk Tag für Tag ihr Leben einzusetzen, ließ Kommunisten, Sozialdemokraten und Christen in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern zusammenwachsen. Es fand 1943 seinen Niederschlag in der Bildung des Nationalkomitees „Freies Deutschland" durch Kriegsgefangene in der Sowjetunion, dem Arbeiter, Gewerkschaftler, Berufsoffiziere, Schriftsteller – Menschen der verschiedensten politischen und weltanschaulichen Richtungen – angehörten. Im „Bund Deutscher Offiziere", dem Nationalkomitee angeschlossen, vereinigten sich sogar Generale und hohe Offiziere der faschistischen Wehrmacht, um „Seite an Seite mit dem Volk zu kämpfen und unsere heiligste Pflicht gegenüber der Nation zu erfüllen".
„Freies Deutschland" – wurde zur Sammlungsbewegung der durch das Hitlerregime Vertriebenen in vielen Ländern. So wirkte das Freiheitsprogramm der KPD in die Tiefe und Breite.
Wie siegesbewußt ist doch die Plattform, die Anton Saefkow, Theodor Neubauer und Georg Schumann, Führer der größten illegalen Widerstandsorganisation in Deutschland, ausarbeiten und zum 1. Mai 1944 verbreiteten: „Wir Kommunisten reichen jedem die Hand zum gemeinsamen Kampf gegen den Volksfeind Hitler... Die kommende Demokratie wird eine revolutionäre Demokratie der um den Fortschritt kämpfenden Massen sein" heißt es darin. Diese Plattform fand auch den Weg in die Konzentrationslager und Zuchthäuser. Die antifaschistische Einheitsfront wuchs trotz Not, Verfolgung und Tod! Allein im ersten Halbjahr 1944 wurden – so sagen es die Unterlagen der Gestapo aus – in Deutschland mehr als dreihundertzehntausend Personen wegen Organisierung von antifaschistischen Aktionen verhaftet, mehr als zehntausend deutsche und fast zweihunderttausend verschleppte ausländische Arbeiter beteiligten sich in diesen Monaten an Proteststreiks und Arbeitsniederlegungen. Auch in der faschistischen Wehrmacht wuchs der Wille zum Kampf gegen die Verderber Deutschlands, im Sommer 1944 gingen allein an der Mittelfront sechzehn Generale in Gefangenschaft und schlossen sich dem „Bund Deutscher Offiziere" an.
Wie teuer mußte der Sieg über die faschistische Bestie erkauft werden, nicht nur auf den Schlachtfeldern! Wer kann sich vorstellen, daß im Jahre 1944 5764 „Todesurteile" faschistischer Zivilgerichte vollstreckt wurden? Die „Militärgerichte" ließen während des faschistischen Raubkrieges mindestens 20000 Hinrichtungen durchführen, die Opfer der „Standgerichte" nicht einbezogen. Aber das Herzblut der Kämpfer für ein neues Deutschland wurde nicht umsonst vergossen! Welch ein Glück für die Menschheit, daß es eine Sowjetunion, einen Staat der Arbeiter und Bauern gab! Am 1. Mai 1945 flatterte siegreich die rote Fahne der Ar-Arbeiterklasse mit Hammer und Sichel über der Ruine des Reichstages, eine neue Zeit verkündend. Schon am 11. Juni veröffentlichte die „Deutsche Volkszeitung" nach 12 Jahren barbarischer Verfolgung den programmatischen Aufruf des Zentralkomitees der KPD, der einzigen Partei, deren Politik durch die Geschichte voll und ganz bestätigt wurde und die fähig war, dem deutschen Volk den Weg zu einer glücklichen Zukunft zu weisen. Wenige Tage später gab der Zentralausschuß der SPD diesem Programm seine grundsätzliche Zustimmung. Der Aufbau eines neuen Deutschlands begann, das weithin leuchtende Ehrenmal für die im Kampf um eine neue Welt Gefallenen.

Lesen Sie in Heft 3/71:

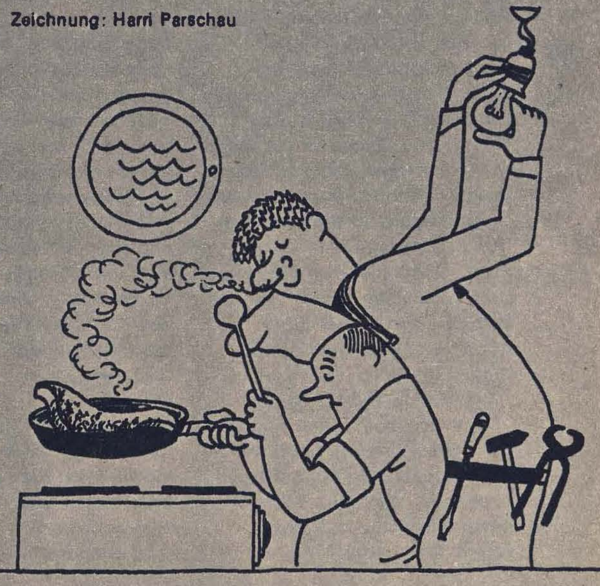
- **Die erste Rede in der Freiheit**
- **Volksfront in Aktion**
- **Der große Sturm – Bodenreform**
- **Niemand wird die Vereinigung verhindern**

Das große Kotelett

Stabsmatrose Ochse, unser E-Mixer, war groß und kräftig und hatte einen beneidenswerten Appetit. Was lag näher, als daß er sich bei unserem Smutje Liebkind machte. Versagte in der Kombüse eine Glühlampe, der E-Herd oder die Kippbratpfanne, dann ließ Genosse Ochse jede andere Arbeit fallen und raste in die Räume, die für ihn das Himmelreich bedeuteten. Genosse Grieser, unser Smutje, war nicht kleinlich. Er zählte die Eier nicht, die er für Ochse in die Pfanne schlug. Nach einer besonders schnell und sauber ausgeführten Reparatur drückte er ihm auch manchmal ein Kotelett oder ein Schnitzel in die Hand. Aber es kamen auch Tage, an denen Grieser aus irgendeinem Grunde schlechte Laune hatte. Dann war er kurz angebunden und ging jedem aus dem Wege. Alle Anträge auf Zusatzverpflegung wurden erbarmungslos zurückgewiesen.
Eines Tages fiel eine Ochse'sche Reparatur mit einem Grieser'schen Launentief zusammen, und Ochse blieb nichts übrig, als sich mit leerem Magen zu trollen. „Suppen-Grieser!" zischte er, und „Geizhals!", und noch an Deck verbreitete er diese Verbalinjurien. Ob es nun daran lag oder der Ausdruck auch die anderen Besatzungsmitglieder erheiterte, jedenfalls wurde der Smutje jetzt öfters mit dieser Koseform bedacht, da er von jeher sehr gern und oft Vorsuppen kochte. Genossen Grieser wurmte das etwas, wenn auch nicht allzu sehr. Er rächte sich mit dem Spitznamen „Freßochse" und sann im stillen auf eine Vergeltung.
Eines Tages gab es Kotelett. Das größte, wahrlich ein Riesenexemplar, lag zwar nicht obenauf, war aber für jeden deutlich zu sehen. Genosse Ochse mit seinem sechsten Sinn für Nahrungsmittel hatte es längst geortet. Wir saßen noch gar nicht richtig, da prangte es schon auf seinem Teller. Er lächelte verzückt und ließ uns großzügig den Vortritt bei Kartoffeln, Kohl und Soße. Das Kotelett war ihm erstmal sicher. Es war besonders dick und gut paniert. „Hmmmm", atmete Ochse noch einmal tief den köstlichen Geruch ein, ehe er das erste Stück abschnitt. Ein bißchen schwer ging es ja, aber dann gruben sich seine Zähne gewaltig in den großen Bissen ein. „Zäh", murrte er, ehe er den Happen hinunterschlang. Voller Verachtung bemerkte er: „Schmeckt nach nichts", und er pfefferte und salzte ausgiebig nach. Erst als seine Zähne weitermahlten ohne Erfolg, fand Genosse Ochse des Rätsels Lösung. „Pappe!" schrie er, „das Kotelett ist aus elender, miserabler Pappe! Suppen-Grieser, wo bist du?" Alles lachte und umringte den Gefoppten, der sich die Pappreste aus dem Schlund angelte. Da kam auch schon der Smutje und grinste über das ganze Gesicht: „Entschuldige. Das war doch das Kotelett für die Kabarettgruppe. Es ist aus Versehen dazwischen geraten. Aber ich habe es doch extra groß gemacht. Das hättest du doch gleich sehen müssen, daß es nicht echt ist. Aber damit du dich beruhigst, hier hast du ein anderes. Ich habe Mitleid mit dir". Und er holte hinter dem Rücken ein echtes, nicht viel kleineres Kotelett hervor. Alles johlte, und auch Genosse Ochse machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel. Der Name „Suppen-Grieser" wurde feierlich beerdigt. Aber einige Tage später hing folgende Anzeige am schwarzen Brett: „Leere Pappkartons bitte hier abstellen. Dicke Pappe, auch Wellpappe – möglichst von Kartons, in denen Fleischbüchsen verpackt waren – wird bevorzugt.
Vielen Dank im voraus.
Stabsmatrose Ochse."

Stabsmatrose Claus Zander

Zeichnung: Harri Parschau





Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl auf dem Thüringer Vereinigungsparteitag. Ganz links: Werner Eggerath, Autor unserer neuen Erlebnisberichtsserie „Brüder in eins nun die Hände!"



GOTHA

Was ist Gotha eigentlich für eine Stadt? Man kann diese Frage, je nach Interesse oder je nachdem, was man gerade im Auge hat, verschieden beantworten. So ist Gotha Garnisonstadt und Stadt der Landkarten. „Gotha ist eine Perle in der Städtekette nördlich des Thüringer Waldes," kann ein etwas schwärmerischer Naturfreund sagen, und der Malerei-Liebhaber mag antworten: „Gotha ist die Stadt des berühmten Gothaer Liebespaares." Die häufigsten Charakterisierungen, die man indes in den Zeitungen findet, lauten etwa: „Gotha ist eine Industrie- und Schulstadt." Und: „Gotha ist eine Stadt großer Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung."

Aber halt! Da gibt es ja die „Kommunalpolitischen Blätter", die regelmäßig ihre Leser mit „Mitteldeutschen Städtebildern" beglücken. Natürlich verrät bereits der Titel, daß diese Blätter nicht hierzulande rauschen. Für den Autor von drüben also ist Gotha vor allem die Stadt der landgräflich-herzoglichen Residenzvergangenheit. Weil sie aber abhanden gekommen ist, zerdrückt er zahlreiche Tränen, und er kann nicht mehr erkennen, daß es in Gotha auch so etwas wie eine Arbeiterbewegung gab und gibt.

In der August-Blödner-Straße 1–3 befindet sich eine Nationale Gedenkstätte. Hier im Tivoli vereinigten sich im Mai 1875 die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei" unter August Bebel und der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein". 127 Delegierte beschlossen das Gothaer Parteiprogramm. Wenn heute auch die berühmte Kritik daran aus der Feder Karl Marx' weit bekannter ist – der Parteitag war ein Schritt vorwärts für die deutsche Arbeiterbewegung. Auch speziell für Gotha. Bei den Reichstagswahlen 1877 erreichte der Arbeiterkandidat Wilhelm Bock die höchste Stimmenzahl. Während des Sozialistengesetzes übernahmen Gothaer den Vertrieb der illegalen Zeitung für ganz Thüringen.

20 Jahre später, im Jahre 1896, fand wieder ein Parteitag in Gotha statt. Hier war es vor allem Clara Zetkin, die mit den Revisionisten ins Gericht ging. Und wieder 21 Jahre später, im April 1917, wurde in Gotha auf einem Parteitag die Unabhängige Sozialdemokratische Partei gegründet. Auch Wilhelm Bock zählte zur USPD. Im Jahre 1916 hatte er zu den 18 Abgeordneten gehört, die im Reichstag gegen die neuen Kriegskredite stimmten.

Da sich in der Gothaer Arbeiterbewegung die Linken immer mehr durchgesetzt hatten, konnten sie den Verlauf der Revolution beachtlich beeinflussen. Der Herzog wurde entschädigungslos enteignet, und eine Arbeiterwehr wurde gebildet. Im Januar 1919 wurde ein Telegramm nach Berlin gesandt: „Volksstaat Gotha anerkennt Reichsregierung nicht, solange Volksbeauftragte gegenrevolutionäre Politik treiben und durch Brudermord Revolution erdrosseln." Die Reichsregierung schickte dann auch gegen die Gothaer Arbeiter ihre Truppen.

Bis zum nächsten Parteitag mußten dann 30 Jahre vergehen, aber er war Teil einer Bewegung, die Gothas Geschichte am nachhaltigsten beeinflußte. Im schon etwas vergilbten „Thüringer Volk" vom 9. April lesen wir unter der Überschrift „Sozialistische Einheitspartei in Thüringen geschaffen":

„Über 1100 Delegierte der beiden Parteien (KPD und SPD) und einige hundert

Gastdelegierte, unter ihnen eine Reihe Vertreter aus den anderen Zonen Deutschlands, waren am letzten Sonntag in der Stadthalle in Gotha versammelt, um die monatelange tiefgehende Diskussion um die Einheit zum endgültigen Abschluß zu bringen. Es bedurfte keiner vielen Worte mehr . . . einheitlich war die Diskussion, anfeuernd und wegweisend waren die Ausführungen von Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck. Und dann kam der große historische Augenblick. Bei atemloser Spannung im Saal wird die Entschließung zur Vereinigung verlesen. Abstimmung. Die Hände recken sich empor. Einstimmige Annahme. Zuerst ein Moment tiefster innerer Ergriffenheit, und dann bricht ein stürmischer, nicht endenwollender Jubel und Applaus durch, der ausklingt in dem machtvollen Gesang des alten Kampfliedes der Arbeiterklasse: ‚In Stadt und Land ihr Arbeitsleute . . .'"
Die Gothaer Waggonbauer hatten damals dem Parteitag einen Hänger geschenkt, der uns heute vorsintflutlich anmutet. Bei Kriegsende war der Waggonbaubetrieb zu 80 Prozent zerstört gewesen, und man hatte mit großen Mühen begonnen, Handwagen, Obsthorden, Hausrat zu produzieren und Schienenfahrzeuge zu reparieren. Inzwischen ist die Produktion auf mehr als das 25fache gestiegen, und es werden vor allem Eiskühlwagen und Kühlcontainer hergestellt. Übrigens, wenn der Städtebildschreiber wieder nach Gotha zieht, kann er ruhig einmal die Stadthalle besuchen. Sie heißt heute „Haus der Einheit". Aber wenn er vorher wieder in Tränen ausbricht ob der verlorenen Residenzvergangenheit, braucht der Herr ja diesen Namen nicht zu lesen und auch nicht die Bezeichnung DDR auf den Landkarten aus Gotha. *st.*



DDR

UNSER VATERLAND

Szabolcs Baróti

Die Kunst des Schützen

Zischend jagt die Panzerabwehrlenkrakete davon. Sie hüpft ein wenig auf und ab, als wolle sie ausbrechen; dann glättet sich die Flugbahn und nähert sich immer mehr dem ebenfalls beweglichen Ziel. Es erinnert an die Bändigung eines jungen ungebärdigen Pferdes durch einen geschickten Reiter.
Vorn blitzt es jetzt auf. Treffer! Das Ziel wird von einer Qualmwolke verhüllt; Sekunden später rollt das Donnern der Detonation heran.
Die Spannung löst sich und weicht auch aus den Gesichtern der Offiziere. „Habt ihr das gesehen?" fragt Genosse Szendi völlig überflüssigerweise. Er beugt sich über die Liste. „Stabsgefreiter Imre Gál", sagt er halblaut. „Wie er das Geschoß auf die Bahn setzte ..., und dieser gestreckte Bogen, den er ihm aufzwang ..., Freunde, das war eine Meisterleistung. Noch dazu beim ersten scharfen Schuß."
Nach diesen Worten geht er hinüber zum Fahrzeug, um dem Gefreiten zu gratulieren. Als er wieder zurückkommt, setzt er hinzu: „Seine Hände müßt ihr euch einmal anschauen – Künstlerhände."



IGAZ SZÓ

Die Zeitschrift „Igaz Szó" erschien zum erstenmal 1956, nach der Niederschlagung der Konterrevolution. Sie erhielt die spezielle Aufgabe, die Angehörigen der Ordnungstruppen mit der Politik der Partei vertraut zu machen, sie über die innen- und außenpolitischen Ereignisse zu informieren, ihr Verantwortungsbewußtsein zu stärken, über ihre wichtige Tätigkeit zu berichten und die besten unter ihnen zu popularisieren. Das Blatt weist mit seinem Titel auf eine grundsätzliche Pflicht der kommunistischen Presse hin, mit dem „Wahren Wort" die Meinung zu sagen und zu brennenden Problemen Stellung zu nehmen.
„Igaz Szó" brachte Tatsachen, Argumente und Daten über den fortschreitenden wirtschaftlichen Aufschwung des Landes, über die Hilfe der sozialistischen Staaten, aber auch über die wachsende Aggressivität der imperialistischen

zu Gast in der ARMEE-RUNDSCHAU

Mächte. Sie mobilisierte ihre Leser zu erhöhter Gefechtsbereitschaft und zur Meisterung der modernen Technik. Heute ist sie eine Zeitschrift für die gesamte Armee. Mit ihrer jugendlich-frischen Diktion, mit ihren vielen kurzen, farbigen Beiträgen sowie mit ihrem reichhaltigen Foto- und Grafikmaterial kommt sie insbesondere den Wünschen und Bedürfnissen der jungen Leser nach. Mit verschiedenen journalistischen Genres behandelt sie allgemeinverständlich ideologische und aktuelle politische Fragen. Es wird regelmäßig über die Tätigkeit des Jugendverbandes KISZ, den sozialistischen Wettbewerb, die Bestenbewegung, Zirkelarbeit und anderes berichtet. Regelmäßig befaßt sich „Igaz Szó" mit den aktuellen Fragen der kulturellen und sportlichen Betätigung. Ferner gestalten Romane in Fortsetzungen, humorvolle, unterhaltsame Kurzgeschichten, Rätselaufgaben usw. den Inhalt abwechslungsreich.

„Igaz Szó" erscheint zweimal monatlich, in einem Umfang von jeweils 64 Seiten, in zweifarbigem Druck. Der Leserkreis der Zeitschrift hat sich inzwischen immer mehr erweitert. Er umfaßt jetzt auch Schüler, Jugendliche in Lehrlingsausbildungsstätten, Betriebsarbeiter, Genossenschaftsbauern sowie Mitarbeiter von gesellschaftlichen Organisationen und staatlichen Institutionen. Vor allem wird die Zeitschrift von vielen gelesen, die unmittelbar vor dem Wehrdienst stehen, und von Reservisten, die ihn bereits hinter sich haben.

Deshalb ist das gesamte Kollektiv der Redaktion bestrebt, im Dienste der patriotischen Erziehung die Ansprüche der neuen Leserschichten genauso zu erfüllen, wie das bei den Lesern in der Armee bereits erfolgreich geschieht.

Abschließend möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, um auf den Seiten der „Armee-Rundschau", unserer Bruderzeitschrift, allen ihren Lesern – und besonders allen Soldaten der Nationalen Volksarmee – unsere herzlichsten Waffenbrüdergrüße zu übermitteln und ihnen in ihrer täglichen Arbeit sowie bei der Verteidigung ihrer sozialistischen Errungenschaften viel Erfolg, Kraft und Gesundheit zu wünschen.



Oberstleutnant Pál Komjáth
Chefredakteur



IGAZ SZÓ

Interessante Jugendarbeit

Die KISZ-Grundorganisation „Endre Ságvári", deren Sekretär Stabsgefreiter Elek Kovács ist, führt auf Beschluß der Mitglieder regelmäßige politische Diskussionsabende durch. Die jeweiligen Referate bzw. die Beantwortung der zahlreichen Fragen werden von bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Garnisonstadt übernommen. Die jungen Soldaten beteiligen sich gern an diesen Diskussionsabenden, weil sie dabei Gelegenheit haben, ihre Meinungen und Gedanken offen zu äußern und neue Informationen zu erhalten. Interessanterweise verbesserten sich seitdem die Noten im Politunterricht.

Geistesgegenwart

Wie ein Soldat sich und ihm das Leben rettete, erzählte Hauptmann Kovács, Kommandeur einer Aufklärungseinheit: „Der Soldat Károly Borsos sprang als erster, ich war der Siebente. Zwischen uns lag eine Entfernung von einigen hundert Metern, aber die Luftschichten schlagen einem zuweilen ein Schnippchen: Plötzlich hatte ich ihn eingeholt und mußte mich nun nach Kräften bemühen, mich nicht in den Seilen seines Fallschirms zu verfangen. Eines erwischte mich trotzdem. Wir brauchten nur noch zusammenzuprallen und würden beide abstürzen. Doch da hatte Borsos schon sein Fallschirmjägermesser in der Hand und trennte das Seil durch. So berührten sich nur noch die Kuppeln unserer Schirme ein wenig, und wir kamen glücklich zur Erde."

Jahrestag am 29. September

Laut Beschluß der Regierung der Ungarischen Volksrepublik ist der 29. September der Tag der Bewaffneten Kräfte. Der Anlaß dazu geht auf das Jahr 1848 zurück, als das ungarische Volk sich gegen die doppelte Unterdrückung sowohl durch die österreichische Monarchie als auch durch einheimische Aristokraten und Großgrundbesitzer erhob. Dem Aufruf der von österreichischen Heeren bedrohten neuen ungarischen Regierung folgend, entstand eine Freiheitsarmee. Sie war schlecht ausgerüstet, doch es gelang ihr, die kaiserlichen Truppen am 29. 9. 1848 bei Pákozd zu schlagen.

Heutzutage gedenkt man am Tag der Ungarischen Bewaffneten Kräfte (den außer der Volksarmee auch Polizei, Grenztruppen, Kampfgruppen u. a. begehen) natürlich nicht nur dieses Ereignisses. Gefeiert werden die gesamten Traditionen des bewaffneten Volkskampfes; die „Barfüßler" Rákóczis aus dem Freiheitskrieg von 1704 bis 1711 ebenso wie die Soldaten der Ungarischen Räterepublik von 1919 oder die Interbrigadisten.

Hochwasser

Mit einigen Soldaten näherte sich Hauptmann János Kata in einem Boot einem von der Donau überspülten Haus, von dem nur noch das Dach aus den Fluten ragte. Da tauchte zwischen den Ziegeln ein Kopf auf, ein Mann rief um Hilfe. Einen Augenblick überlegte der Hauptmann. Jeden Augenblick konnten die Wände einstürzen – eine große Gefahr für die ihm anver-



trauten Genossen. Doch dann ließ er am Dach anlegen, zog mit einiger Mühe den völlig Erschöpften ins Boot. – „Abstoßen!" Kaum hatten sie sich einige Meter entfernt, versank das Haus, hohe Wellen schlagend.



Imitierter Schuß

Das „Gefechtsfeld" ist eine Leinwand. Von rechts taucht auf ihr eine Panzerkolonne auf. Aus dem Lautsprecher hinter der Leinwand dröhnt das Donnern ihrer Motoren und das Klirren der Ketten. Die Kolonne nimmt ihren Weg zwischen Hügeln und Büschen. Außerdem verhüllen Staubwolken zeitweilig die Fahrzeuge. Plötzlich knallt ein Schuß – auch er ist eine „Tonkonserve" – ausgelöst von einem Panzersoldaten, der als Richtschütze an einer nachgebildeten Panzerkanone die Ziele verfolgte.

Im gleichen Augenblick erstarrt die Szene. Der Ausbilder erhebt sich von seinem Stuhl im Zuschauerraum und geht vor zur Leinwand. An der Wanne des Führungspanzers schimmert ein heller Lichtfleck. Getroffen! Mit dem ersten Schuß! Note „sehr gut".

Der Ausbilder gibt ein Zeichen. Ein anderer Schütze tritt an die Kanone, und der Film beginnt von vorn.



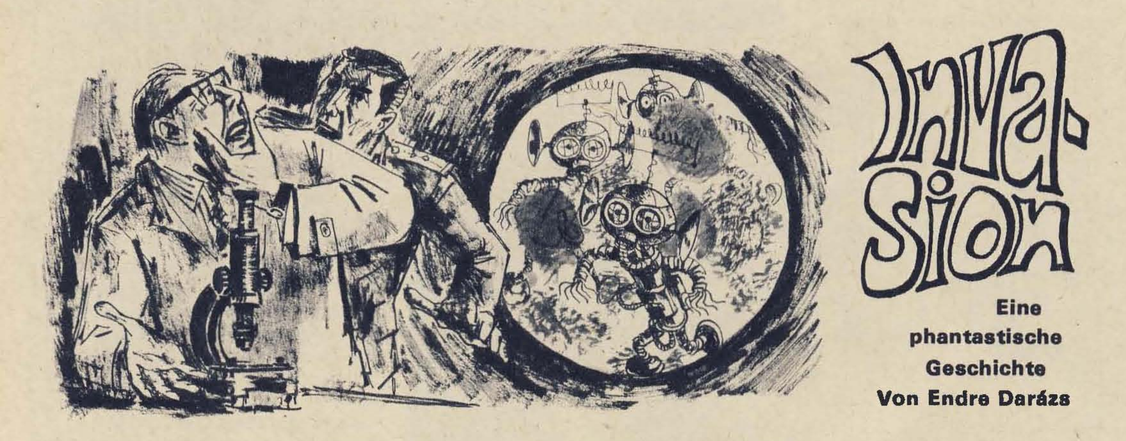
Kameras in der Kaserne

Die Fernsehstation heißt „Elektron TV". Diesen Titel kann man vor Beginn jeder Sendung auf den Bildschirmen lesen. In freiwilliger gesellschaftlicher Arbeit (mit einem Wert von fast 500000 Forint) haben die Angehörigen eines Nachrichtentruppenteils eine Fernsehanlage installiert, die es ermöglichte, den technischen und den politischen Unterricht niveauvoller und effektiver zu gestalten. Die Wände der einzelnen Klassenräume „verschwanden" auf diese Weise; wichtige Themen, die Erläuterung von Schaltbildern usw. können jetzt von vielen gleichzeitig verfolgt werden.



Der Lieblingshund der sechsten Grenzwache war am Morgen noch quicklebendig und kerngesund. Mittags schnupperte er appetitlos am Fressen, und am Abend lag er, kläglich winselnd, in seinem Zwinger. Eine Vergiftung?
Der Tierarzt machte ein finsteres Gesicht. „Das Fieber ist hoch. Vierzigeinhalb." Er gab eine Spritze. „Wir werden schon sehen", meinte er schließlich unsicher. „Eine Vergiftung ist es nicht, aber . . ."
Er war mit seiner Wissenschaft unzufrieden, vergrub sich in die Bücher; doch er fand keinen Rat darin und warf sie verärgert nacheinander zu Boden.
Das arme Tier lag bewußtlos im Nebenzimmer, keuchte schwer und zuckte zuweilen.
Der Arzt warf sich in einen Lehnsessel und stellte das Radio an. Nervös durcheilte er die Skala, bis ihn schreckliche Dissonanzen aufscheuchten. Einer strich da die Geige mit einer Talentlosigkeit, daß es die Ohren schmerzte.

auch nicht, dieses Quietschen zu entschlüsseln. Wir werden Computer einsetzen müssen . . ."
Der Arzt machte ein erstauntes Gesicht. Dann sprang er plötzlich auf und verließ das Zimmer. Bald kehrte er zurück. In der Hand hielt er eine Injektionsspritze. Sie war mit Blut gefüllt . . . Vorsichtig ließ er einen Tropfen auf eine Glasplatte fallen und legte sie unter sein Mikroskop. Aufgeregt starrte er durchs Okular.
„Sieh dir das an!" sagte er schließlich. „Sowas", staunte der Leutnant, „Bakterien?"
„Keine Bakterien", erwiderte der Arzt, „vernunftbegabte Wesen! Beobachte sie genauer! Sie haben runde Köpfe, einen langgestreckten Rumpf und vier Glieder. Ihr ganzer Körper ist mit einer Metallhülle bedeckt – vom Kopf bis zum Fuß. Und das ist kein Spiel der Natur. Das ist . . .", er suchte krampfhaft nach einem passenden Ausdruck, „das ist Invasion!"
„Eine Invasion aus dem Weltall", sagte der Leutnant nach einer Weile.



Invasion

Eine phantastische Geschichte
Von Endre Darázs

Ein Freund von ihm, ein Nachrichtenoffizier, trat ins Zimmer.
„Ist das nicht schrecklich?" fragte der Arzt wütend. „Das muß ein Wahnsinniger sein."
Der Leutnant lauschte eine Weile dem Gekreisch. Dann zerrte er ein Gerät in der Größe eines Füllfederhalters aus der Tasche.
„Das ist ja unmöglich!" rief er schließlich laut. „Der Sender arbeitet in einem Umkreis von zehn Metern!"
„Dein Gerät ist kaputt", beschwichtigte ihn der Arzt. „Außer uns beiden befindet sich hier nur ein bewußtloser Schäferhund. Vielleicht quält der die Geige. Doch ich schwöre dir, er ist ohne Geige eingeliefert worden."
„Wo ist dieser Hund?" fragte der andere erregt und raste hinaus. Kurz darauf kam er zurück und meinte verdattert: „Das Gekrächze kommt tatsächlich aus dem Hund." – „Mir scheint, du hast etwas getrunken!"
„Nein, nein", sagte der Leutnant und dachte angestrengt nach. „Schon mehrmals wurden ähnliche Funkquellen geortet", erzählte er dann, „alle im Bereich der sechsten Grenzwache. Doch nie fanden wir ein Sendegerät, und es gelang uns

„Das wird's wohl sein", bekräftigte der Arzt. Er langte eine Flasche aus dem Schrank und füllte zwei Gläser.
„Hier, trinken wir einen, wir können ihn jetzt gebrauchen. Wir stehen vor einer großen Entdeckung."
„Wie sind diese Lebewesen bloß in das Blut des Hundes geraten?" fragte der Offizier. Der Arzt zuckte die Schultern. „Vielleicht gelangte das Raumschiff", meinte er dann zögernd, „das etwa die Größe eines Mohnkornes haben mag, in das Fressen des Tieres und von dort über den Magen in seine Blutbahn. Dann nahmen sie ihn in Besitz. Sie müssen sich – nach unseren Maßstäben – unwahrscheinlich schnell vermehren; denn jeder Blutstropfen ist voll von ihnen . . ."
„Und was wird nun?" fragte der Leutnant. „Wir müssen noch warten. Wenn der Hund gesund wird, dann sind die Invasoren unschädlich. Wenn nicht . . ." Er wollte abwinken, aber seine Hand blieb auf halbem Wege in der Luft hängen. Denn durch die Wand drang das zwar noch kraftlose, jedoch schon berechtigte Hoffnungen weckende Kläffen des Hundes.



IGAZ SZÓ

Wecken

Stabsgefreiter Kiss erhielt für gute Dienstausführung eine Belobigung. In der Kantine fragte ihn ein Freund:
„Wie hast du das denn erreicht, daß bei dir alle pünktlich um sechs Uhr früh aus dem Bett springen?"
„Ich habe immer ‚Achtung!' gerufen und gemeldet. Da haben alle gedacht, daß der diensthabende Offizier gekommen sei."

Mißverständnis

Der blutjunge Honvéd (Kämpfer) Szemes meldet sich bei seinem Kommandeur, der erst vor zwei Tagen zum Hauptmann befördert wurde: „Genosse Oberleutnant, Honvéd Szemes wie befohlen zur Stelle!"
Der Hauptmann lächelt und sagt: „Was bin ich?" Daraufhin schmettert der Honvéd noch lauter: „Genosse Oberleutnant . . ."
„Was bin ich?" unterbricht ihn der Hauptmann, nun mit Nachdruck.
„Verzeihung, Genosse Oberleutnant", stottert Szemes verlegen. „Genosse Oberleutnant sind . . ., sind schwerhörig . . ."

Erfinderisch

„Was würden Sie tun, wenn auf dem Übungsplatz plötzlich ein Kriegsschiff aufkreuzte?" fragt der Wachtmeister einen Neuling, um dessen Reaktionsvermögen zu testen.
„Ich würde es mit einem Torpedo versenken!" gibt der Soldat ohne Wimperzucken zur Antwort. Der Wachtmeister lacht.
„Wo wollen Sie denn auf dem Übungsplatz einen Torpedo finden?"
„Dort, wo der Genosse Wachtmeister sein Kriegsschiff zu finden meint!"



Nicht erschrecken

Ein junger Fluglehrer meldet sich bei einer Einheit der Luftstreitkräfte zum Dienstantritt. Seine neuen Vorgesetzten schärfen ihm ein: Die Hauptsache sei, beim Fluge nie etwas zu sagen oder zu tun, womit man die Flugschüler erschrecken könnte.
Gleich beim erstenmal gibt das Triebwerk in dreitausend Meter Höhe sehr häßliche Töne von sich und setzt dann aus. Der Flugschüler erbleicht.
Beruhigend nickt ihm der Ausbilder zu: „Machen Sie sich keine Sorgen, es ist weiter nichts. Sie springen jetzt am besten ab und holen mir einen Schraubenschlüssel. Ich warte hier solange auf Sie."





Kyffhäuser

Postverlagsort Köln

Juni 1970 • Nr. 1

88. Jahrgang

Bundesausgabe

Zeitschrift des Deutschen Soldatenbundes Kyffhäuser e. V.

„Die böse Sieben erscheint im Kalenderblatt." Mit dieser Schlagzeile begann die Zeitschrift ihren Start ins neue Jahrzehnt. Und der Leitartikler schrieb dazu: „In den Jahren mit der ‚7' wird manches auf uns zukommen, von dem wir noch nicht wissen, wie wir es verdauen sollen."
Und dabei hat der Mann offenbar noch nicht mal die alten Magenbeschwerden überwunden. Denn er beklagt, „daß die Welt heute anders aussieht als in den Jahren 1900 und 1901 und vor allem anders, als man es damals erhoffte." Und die Diagnose trifft genau das Schlimme. Wer von ihnen hätte die Schmach auch voraussehen können? Da saß der Präsident des Kyffhäuser-Bundes – der bekannte Arbeitermörder General Reinhard – in den Kriegsjahren auf dem Kyffhäuser-Berg und... Doch lesen wir im „Kyffhäuser" nach:

„Und dann kam das traurige Ende auf dem Berge. Bei strömenden Regen wanderten die beiden Reinhards zum Ratsfeld, von wo es mit Pferd und Wagen weiterging." Der Hindenburg wurde wenig später mit einem Traktor abtransportiert. „Das Hindenburg-Denkmal am Eingangsweg zum Hotel ist verschwunden. Es hatte amerikanische und russische Besatzung überdauert. Aber eine deutsche Frau (!) aus Sangershausen nahm Anstoß, fuhr mit einem Trekker vor, ein Grab wurde ausgeschachtet, eine Kette um den Porphyrstein gelegt und das Denkmal in das Grab gestürzt und zugeschaufelt."

So schreibt des General Reinhard langjährige Hausgehilfin, Frau Frida Fätzenheuer, und sie ist offenbar ganz ungeheuer empört, daß sogar eine deutsche Frau die Freveltat vollbrachte.
Wir haben nicht geprüft, ob der Hindenburg auf die geschilderte Art verschwand. Möglich ist es. Und möglich ist auch, daß jene Frau angesichts der klagenden Sätze sagen würde: „Ein Grab wurde ausgeschachtet? Pah! In eine Abfallgrube haben wir den Hindenburg gekippt. Hoppla! Und Spaß hat's gemacht. Aber es war

ein Fehler. Zerhacken hätten wir den Porphyr sollen und Vasen für unsere sozialistischen Kinderheime draus machen."
Jedenfalls – der Reinhard mußte gehen und wurde inzwischen auch zur „großen Armee abberufen", wie sie den Tod umschreiben, und sie haben also nicht den Krieg gewonnen und haben nicht mal mehr den Kyffhäuser-Berg.
Aber halt! Jene „unnormalen" Menschen, die den Kyffhäuser-Berg in letzter Zeit mehrmals und aufmerksam besuchten, werden sicherlich gemerkt haben, daß 55 Meter oberhalb des Hotels zwischen zwei großen und zwei kleineren Bäumen ein paar Klamotten und eine Schaufel Sand fehlen. Wie und wohin sie verschwanden, sagt uns der „Kyffhäuser" vom Oktober 1970.

„Die Einladung der Kyffhäuser-Kameradschaft Großborstel zur Weihe ihrer Fahne fand nicht nur großen Widerhall im Hamburger Raum. Die KK Stöcken (Kreis Uelzen) hatte einen Bus gechartert, um mit 42 Mann und Fahnenabordnung teilzunehmen.
Für die eigentliche Zeremonie hatte sich die KK etwas Besonderes einfallen lassen. Auf geheime Weise hatte sie aus dem in der Zone liegenden, daher für normale Menschen unerreichbaren Kyffhäuserdenkmal Steine und Erde besorgt. Mit Staub aus diesen Steinen nahm dann Kam. Möller-Franzen die Fahnenweihe vor, die für alle Anwesenden den Höhepunkt des Tages darstellte und als sehr feierlich und würdig empfunden wurde.
Daran anschließend ernannte der KK-Vorsitzende, Kam. Häußler, die Kam. Möller-Franzen, Ellerbrock und Voigt zu Ehrenmitgliedern und überreichte allen einen Stein und Erde, in Plastik gegossen, aus dem Kyffhäuserdenkmal.
Einen besonders großen Stein nahm Kam. Nagel für den LV (Landesverband) entgegen. Er war sichtlich erfreut über diese Gabe."

Ist diese Fahnenweihe zum Kotzen oder zum Lachen? „Sicherlich nicht zum Weinen", wird vielleicht mancher sagen. „Ein Häufchen Verkalkter, reif fürs Panoptikum!"
Also dann immer heran und herein, meine Herrschaften: Führen Sie sich zu Gemüte, welch hehren Gedanken unter unseren alten Kyffhäusermützen kreisen! Hier haben Sie einen Blick in die September-Nummer unseres beliebten „Kyffhäusers"!

„Aus dem Bericht des Kommandeurs einer deutschen Panzer-Jagd-Division:

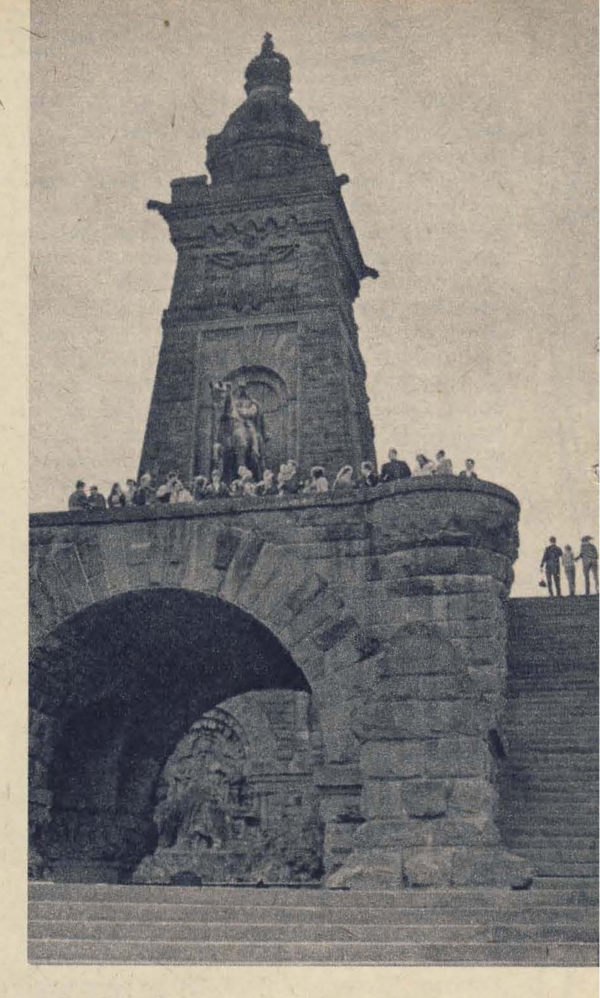
Es war in den letzten Tagen des Krieges, am 3. Mai 1945...
Wir waren in diesen Tagen seit dem Durchbruch über Eberswalde, Dammerswalde, Ravensbrück, Ganzlin in ein Gebiet gekommen, welches südlich der Stadt Mecklenburg lag. Plötzlich erscheint im ersten Morgengrauen ein Funker ganz aufgeregt und schreit mehr, als er meldet: ‚Funkverbindung mit Teetasse hergestellt!' – Teetasse, das war der Deckname für die zurückgelassenen 15 Panzer, die Befehl hatten, 10 km östlich der Stadt Parchim den Gegner etwa zwei Tage zurück- und aufzuhalten, damit weitere Truppen und Flüchtlinge nach Westen abfließen könnten.
Der Major meldete sich: ‚Hier Teetasse! Vom Feinde noch nichts zu sehen oder zu spüren. Habe mich seit gestern abend mit 20 amerikanischen Panzern kameradschaftlich vereinigt. Amerikanischer Kommandant ein Hauptmann. Wir beiden Panzerführer mit zusammen 40 guten und intakten Panzern erbitten von Ihnen persönlich Angriffsbefehl für heute vormittag gegen Osten. Wir sind der Ansicht, daß jetzt, wo Hitler tot ist, der Moment gekommen ist, den Russen und damit den Kommunismus endgültig zu schlagen und zu vernichten. Wir sind überzeugt, daß wir die Russen werfen und vertreiben werden, und daß sofort und überall andere Kameraden unserem Beispiel folgen werden.'
Ich konnte natürlich einen solchen Befehl leider nicht geben. Ich versuchte, im Laufe des Tages mit dem amerikanischen Hauptquartier in Verbindung zu treten, wo man selbstverständlich dieses Ansinnen lächelnd ablehnen ‚mußte'. Ich sage hier bewußt ‚mußte', denn ein Offizier, der gedolmetscht hatte, sagte mir beim Verlassen des Gebäudes: ‚Richtig wäre es ja, aber die hohe Politik hat es ja anders bestimmt!' Was wäre der Welt erspart geblieben, wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, solche Gedanken damals in die Tat umzusetzen."

Mit den Amis gegen den „Iwan" und die „Zone" – das ist ihr Europa-Progamm.
Dabei gehen sie gar nicht immer fein um mit dem US-Bundesgenossen. Zum Beispiel im Falle Vietnams. „Jetzt aber sehen sie ein (die Pentagon-Generale), daß sie... hätten sie gleich zu Beginn die Städte und Dörfer Nordvietnams ausgiebig mit Bomben belegt, mit Bestimmtheit zu dem militärischen Erfolg gelangt wären, der ihnen auf die Dauer versagt blieb." Und weshalb haben sie, diese amerikanischen Dilettanten, nicht bereits vorher besser die Franzosen in Vietnam unterstützt!
Was verändert's am Sinn all dieser Äußerungen, daß den KK-Redakteuren auch leicht das Wort „Frieden" von der Feder fließt. Ja, auch sie beklagen die Opfer von Son My. Aber es sind für sie eben „beklagenswerte Folgen des Kampfes aus dem Hinterhalt, des Partisanenunwesens."
Und da haben sie also eins, zwei, drei auch noch eine Rechtfertigung für ihre eigenen

Verbrechen in der Ukraine, in Lidice und Oradour.
Nein, all das sind keine harmlosen, sondern gefährliche, friedensgefährdende Gedanken. Aber vielleicht handelt es sich nur um ein kleines schrumpfendes und deshalb harmloses Häufchen? In der Tat wurden in den letzten zehn Jahren 60000 Kyffhäuser-Mitglieder „zur großen Armee" abberufen. Aber neue kamen. 30 Prozent der Mitglieder sind Angehörige und Reservisten der Bundeswehr. Und eben zur Bundeswehr führt der Weg der alten und jungen Kyffhäuser-Krieger. Auch der Bericht „Der große Tag von Unna" aus der Oktober-Nummer des ‚Kyffhäusers'.

„Der stellv. Div. Kdr. – Oberst Rose stellte in einer längeren Aussprache vor allem die Gründe heraus, weshalb die Division gerade den Kyffhäuserbund als Partner vor allen anderen soldatischen Organisationen gewählt habe und dieser Zusammenarbeit große Bedeutung beimesse.
Er berichtete von der Absicht des Div.-Kommandeurs, eine über den bisherigen Rahmen hinausgehende enge Verbindung der 7. Pz-Gren.-Div. zu den Organisationen herzustellen, die von ihrer Einstellung zum Staat, von ihrem Gedankengut und von ihrer Tradition her dazu beitragen können, die Integration der Div. in ihre westfälische Heimat und deren Gesellschaft zu vertiefen.
Auch die Traditionsverbände der ehemaligen Divisionen sind von ihrer Mitgliederstruktur her überaltert.
Eine Organisation ohne Nachwuchs ist für einen Großverband der Bundeswehr, wie es die 7. Pz.-Gren.-Div. darstellt, ist für die aktuellen Bedürfnisse des gegenwärtigen Alltags *nicht* der Partner, der auch handfest *geben* kann. Beim Kyffhäuserbund dagegen ist die Situation anders. Das Durchschnittsalter der Mitglieder des Kyffhäuserbundes beträgt 45 Jahre. Das ist im Vergleich zum Durchschnittsalter unserer jungen Soldaten zwar auch noch hoch, aber beim Kyffhäuserbund bietet sich die berechtigte Aussicht, das Alter zu senken. Vor allem aber wollen die maßgeblichen Herren des Kyffhäuserbundes nicht eine Organisation, die sich in Erinnerung an soldatische Vergangenheit erschöpft, sondern einen gesunden Bund, der unserer Bundeswehr in ihren Sorgen hilft, aber auch deren Freuden teilt."

Ja, da sprach auf einer anderen Veranstaltung, bei der 125-Jahr-Feier der KK Bühlertal, der Bundestagsabgeordnete Dr. Hauser die Worte: „Mit der alten Fahne in die neue Zeit."
Besser hätten wir es auch nicht sagen können.
–th



Kyffhäuser 1970

Der Dichter Heinrich Heine schrieb
„Deutschland – ein Wintermärchen".
Er ging zu Rotbart in den Berg
vor hundertdreißig Jährchen.

„Herr Rotbart!" – rief er damals laut –
„Du bist ein Fabelwesen!
Schlaf weiter, denn wir werden uns
auch ohne dich erlösen!"

Doch Barbarossa spukte lang
treu-teutsch in den Gemütern.
Sein Wallebart rauscht immer noch
in „Über-Alles"-Liedern.

Drum ging Herr Heine in den Berg
auch Neunzehnhundertsiebzig.
Er dachte: Alter Größenwahn
verblaßt einmal; das gibt sich!

Der alte Rotbart klagte ihm:
„Seit fünfundzwanzig Jahren
hab ich jetzt von der Oberwelt
kein Wörtchen mehr erfahren!"

Da lachte Heine, froh und laut,
und meinte: „Alte Geister,
die finden in der DDR
schon lange ihren Meister!

Man braucht dich nicht in diesem Staat,
dich Geist der deutschen Kriege,
der Mensch verdankt in diesem Staat
dem Frieden seine Siege!"

Da wurde Barbarossa blaß
und heulte: „So ein Schaden.
Was wird aus mir. Wo bleiben da
die alten Kameraden?"

Dann schrie er: „Nein! Das regt mich auf,
wenn ich dich höre sprechen.
Dein Odem ist schon Hochverrat
und Majestätsverbrechen!"

Da wurde Heine wieder ernst
und schnauzte: „Alter Bube,
auch Hindenburg fuhr, samt dem Geist,
per Traktor in die Grube.

Der braune Spuk, dein Hätschelkind,
ist bei uns schnell verflogen;
und in die Herrenhäuser sind
die Bauern eingezogen.

Zwar gibt es den Kyffhäuserbund
auch heute noch im Westen,
doch unser Staat, der schützt sich schon
vor ungebet'nen Gästen.

Das Volk, das Kaiser aller Welt
als Schlachtvieh nur verachten,
das Volk, das sich von dir befreit,
gewinnt bei uns die Schlachten!

Bei uns kommt nie dein alter Geist
im Leben mehr zu Ehren,
und wenn du es versuchen willst,
wir wissen uns zu wehren!"

Da zitterte der Rauschebart,
ihm klapperten die Zähne,
und aus dem trüben Auge perlt
zum Abschied eine Träne.

Denn als der Barbarossa sah:
Ihm bleibt kein Platz zum Leben,
da hat er seinen Geist bei uns
endgültig aufgegeben!

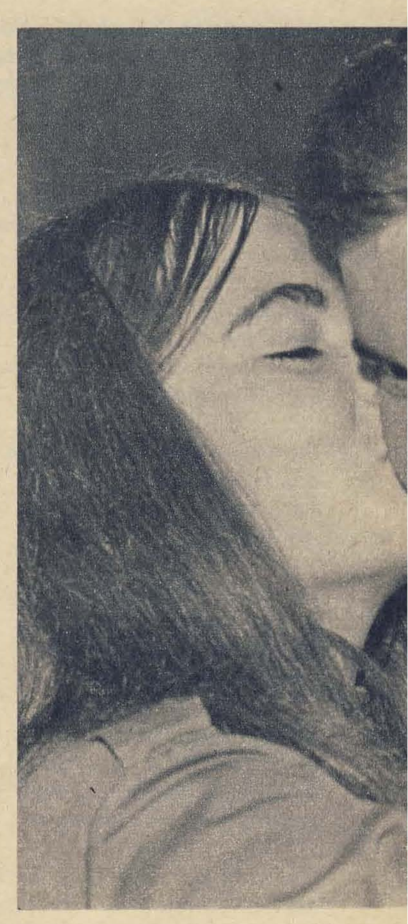
Heinz Lauckner











Seid willkommen, Waffenbrüder!
Heute ist Manöverball.
Zeit für Tanz und frohe Lieder!
Dankbarkeit herrscht überall.

Und man sagt es durch die Nelke,
doch das Herz sagt gerne mehr.
So kriegt Igor von der Elke
noch ein Küßchen nebenher.



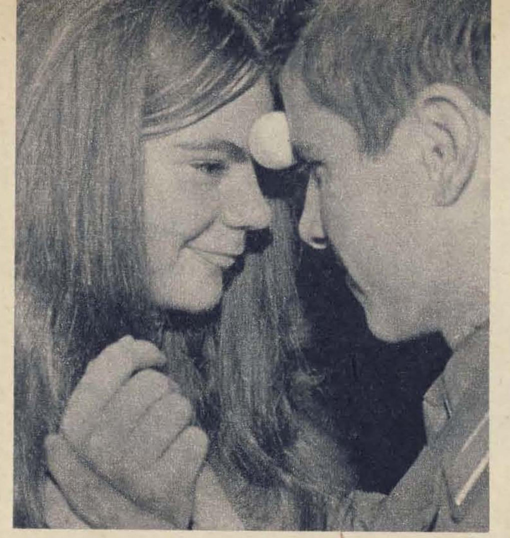




Heinz hingegen bleibt bei Blumen,
doch der Blumenschaum verblüht,
weil ihn hier nicht das Volumen
sondern mehr die Schönheit zieht.

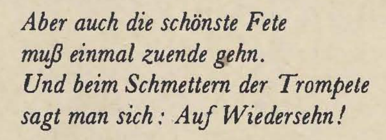
Janosch aber liebt die Würze.
Helga würzt ihn kräftig an,
was man sicherlich in Kürze
bei der Polka spüren kann.





Ob die Freundschaft durch den Magen
oder andre Wege geht,
ob in harten Übungstagen,
ob beim Ping-Pong-Tête-à-Tête,

Selbst noch am Pianoforte
ist der Herzen Melodie,
gleich ob mit ob ohne Worte,
voller Schwung und Harmonie.



Aber auch die schönste Fete
muß einmal zuende gehn.
Und beim Schmettern der Trompete
sagt man sich: Auf Wiedersehn!

H. Krause







ANEK

Ein Advokat und ein Offizier wollten sich um ein Mädchen duellieren. Der Jurist erschien mit zwei Pistolen auf der Wiese: „Sie wünschten Degen. Ich kann nicht fechten. Nehmen Sie! Sie haben den ersten Schuß.“ Es knallte. Der Advokat fiel um. Der Offizier flüchtete über die Grenze. Die Pistolen waren nur mit Pulver geladen. Der Advokat erhob sich vom Tode und heiratete das Streitobjekt.

Ein Soldat brachte einem Uhrmacher eine kleine Uhr und fragte, wieviel die Reparatur wohl kosten werde. Der Uhrmacher untersuchte sie und sagte dann: „Die Reparatur wird teurer als die Uhr ursprünglich gekostet hat“. – „Das tut nichts“, sagte der Soldat, „ich will Ihnen sogar das Doppelte von dem geben, was sie mich gekostet hat.“ „Nun, was haben Sie dafür gegeben?“ fragte der Uhrmacher. „Ich gab einem Feinde einen Schlag auf den Kopf, und wenn Sie die Uhr reparieren, so will ich Ihnen gern zwei geben.“

Einmal war der berühmte Arzt Geheimrat Dr. Heim beim Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, seinem großen Gönner, mit dem Fürsten Blücher in einer kleinen auserwählten und sehr vergnügten Gesellschaft zur Tafel. Blücher erzählte, daß ihm am Geburtstag des Königs auch die Berliner Universität den Doktor der Philosophie zuerkannt habe. Der joviale Heim ergriff bei der Gelegenheit das Glas und rief aus: „Es lebe der junge Doktor, Feldmarschall Fürst Blücher!“ Worauf dieser sein Glas erhebend erwiderte: „Es lebe der Feldmarschall der Doktoren, mein Kollege Heim!“



Instruktionsstunde in Preußen.
Offizier: „Wenn Ihnen von Ihrem Vorgesetzten Unrecht geschieht, was tun Sie dann?“
Soldat: „Dann schweig ich still!“
Offizier: „Nein! Dann schweigen Sie nicht still, dann beschweren Sie sich! Verstanden?“
Soldat: „Zu Befehl!“
Offizier: „Und was geschieht, nachdem Sie sich beschwert haben?“
Soldat: „Dann werd' ich bestraft.“



Ein Mädchen wurde von ihrem Pfarrer laut weinend angetroffen. „Warum weinst du denn so, Kathi?“ fragte er. „Soll ich nicht weinen, Hochwürden,“ schluchzte sie, „mein Jockele muß zu den

DOTEN

Dragonern!" – „Na, tröste dich", beruhigte sie der Pfarrer, „er kommt ja in drei Jahren zurück."
„Ja, deshalb weine ich ja", rief sie, „bis dahin habe ich doch längst einen anderen."



Oberst von Kottenforst geht die Front der neueingetretenen Fähnriche ab.
„Ihr Name?"
„Von Prickwitz-Gaffelspriem".
„Und Sie heißen?"
„Von Schallenthin-Hohenlungersbach."
„Und Sie?"
„Müller."
– „Wa...?"
„Müller, Herr Oberst".
*„**Buchstabieren Sie, Mann!**"*



In der k. u. k. Armee war ein Stabsarzt dafür bekannt, daß er bei Musterungen Rekruten zurückstellte, wenn sie ihm unauffällig einen 50-Schilling-Schein zusteckten. Ein Bauernsohn wollte es ganz unauffällig machen und steckte einen Zwanzig-Schilling-Schein in die Analfalte, damit sie bei der Untersuchung gefunden würde. Als er daraufhin für „KV" erklärt wurde, sagte er zum Arzt: „Aber, Herr Stabsarzt, ich habe doch Hämorrhoiden!"
„Ja", antwortete jener, „aber zu wenig!"



Ein Aufseher zeigte in einem Waffensaal auch den Degen Bileams, mit dem derselbe einst seinen Esel zu töten drohte. Eine Dame bemerkte, daß Bileam keinen Degen gehabt, sondern sich nur einen solchen gewünscht hätte. – „Das ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat", erwiderte der Aufseher.*

*) biblische Gestalt



Frau: „Ach, Herr Leutenant, es ist wirklich gar zu arg mit dem Militär! Mein armer Junge muß sich ganz jämmerlich plagen als Soldat".
Leutnant: „Aber aber, ich bin doch auch Soldat, ich muß mich ja ebenso plagen."
Frau: „Bei Ihnen ist das etwas anderes. Sie haben nichts gelernt! Aber mein Junge ist Schuhmacher."



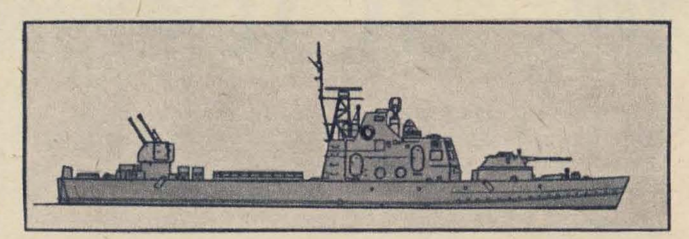
Auf dem Dienstzeugnis, das Rittmeister von Donnersmarck seinem scheidenden Dienstmädchen ausfertigen muß, steht am unteren Rand vorgedruckt: „Dient nicht als Legitimation". Der Ordnung wegen schreibt der Rittmeister dahinter: „sondern als Küchenhilfe".



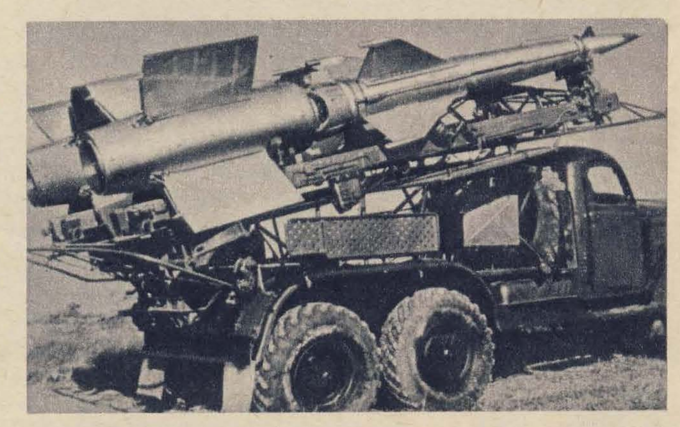


USA kaufen „Harrier"
Die USA sind der erste ausländische Kunde für das englische Senkrechtstart-Flugzeug „Harrier", das im April 1969 bei der Royal Air Force als taktisches Mehrzweckflugzeug in Dienst gestellt wurde. Die USA bestellten vorerst 12 Maschinen für das Marine Corps. Die Auslieferung soll 1971 beginnen. Die „Harrier" wird in den USA die Bezeichnung AV-6 B tragen. Die McDonnel-Douglas Corporation erwarb die Lizenz für eine kooperative Produktion der „Harrier".

Flußkanonenboot BKL
Die „Bronjekater" der Serie L (BKL) sind die neuesten Kanonenboote der Flußflottillen der sowjetischen Seekriegsflotte. Die 100-ts-Boote setzen die Tradition der im zweiten Weltkrieg eingesetzten Monitore mit T-34-Bewaffnung fort. Die neuen Boote sind mit dem kompletten Turm des PT-76 und einem automatischen Zwillingsgeschütz ausgerüstet. Elektronische Geräte und Infra-Scheinwerfer ergänzen diese Bewaffnung.
Die BKL sind 27 m lang, 4 m breit und fahren rund 20 kn. Die Besatzung besteht aus 12 Mann.



Gegen Tiefflieger
Im System der sowjetischen Truppenluftabwehr werden Zwillings-Fla-Raketen mit hoher Start- und Marschgeschwindigkeit gegen tieffliegende Luftziele eingesetzt. Geländegängige LKW und Vollkettenfahrzeuge verleihen dem Raketensystem eine hohe Mobilität. Das starke Starttriebwerk beschleunigt die Rakete in Sekunden auf Überschallgeschwindigkeit. Nach dem Ausbrennen fällt diese Stufe ab.



Scheibe war zu klein
Der Zerstörer „Schleswig-Holstein" der westdeutschen Kriegsmarine hat bei Schießübungen vor der Küste Großbritanniens statt der Scheibe den Schlepper „SEA GIANT" getroffen und zum Teil zerstört. Dabei wurden zwei Besatzungsmitglieder des britischen Schiffes verletzt und mußten mit Hubschraubern ins Lazarett gebracht werden.



Anti-Eis-Spray erprobt
Ein in der Sowjetunion entwickeltes sprühbares Antivereisungsmittel wurde im Norden der Sowjetunion erfolgreich erprobt. Kraftfahrzeugscheiben bleiben dank dieses neuen Mittels völlig klar. Das Anti-Eis-Spray kann auch auf Straßen und Wegen sowie insgesamt im Transportwesen eingesetzt werden. Es ist ein Produkt des Chemischen Kombinates in Dneprodsershinsk.

Panzerhaubitze für Israelis
Die bereits seit einiger Zeit in den USA in Erprobung befindliche Panzerhaubitze M-109 mit langem Rohr wurde jetzt von den USA an die israelische Armee geliefert. Obwohl dieses leistungsgesteigerte Modell noch nicht im Bestand der US-Army zu verzeichnen ist, erhielt Israel 24 dieser Panzerhaubitzen.

Frostbeständiger Stahl
Ein neuer Spezialstahl, der Frösten von −50 bis −60 °Celsius widersteht, ist im hohen Norden der Sowjetunion einem Test unterworfen worden. Alle bisher bekannten Stahlsorten werden bei derartigen Kältegraden brüchig. Der Stahl eignet sich besonders für Raupenketten, deren Lebensdauer nunmehr bis zu zweimal so groß ist wie die herkömmlicher Kettenglieder.

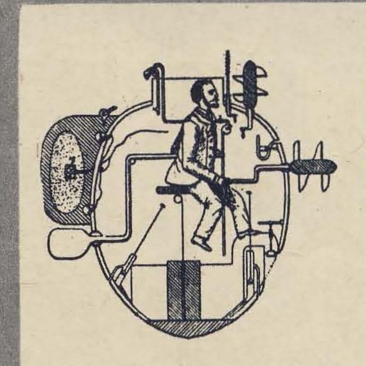
Panzer-Simulator
Ein kleines Kettenfahrzeug, eine Art Panzer-Simulator, wurde an der polnischen Offiziershochschule „Waszkiewicz" konstruiert. Als Antrieb des Fahrzeugs, das Steigungen bis zu 40° und Gräben von 750 mm Breite überwindet, dient der Motor des PKW „Syrena". Der Simulator verfügt über die gleichen Lenkeinrichtungen wie ein Panzer und dient zur Ausbildung von Panzerfahrern. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 30 km/h.

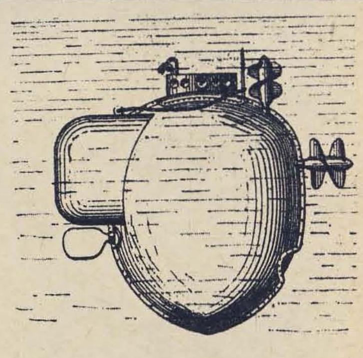
Mehrzweck-Amphibienfahrzeug
Mehrzweck-Flußfahrzeuge werden gegenwärtig in den USA für das Heer erprobt. Sie sind für den Einsatz in seichten und sumpfigen Gewässern sowie in stark durchschnittenem Gelände vorgesehen.



Die Submarine

Mit Händen und Füßen mußte Sergeant Lee in der „Turtle" arbeiten, um das Tauchboot an die „Eagle" heranzumanövrieren. Endlich war er unter dem Schiff. Jetzt galt es nur noch den Rumpf anzubohren und die Mine zu befestigen ... Ein dummer Zufall machte allen Plänen ein Ende. Lee war beim Bohren auf ein eisernes Band gestoßen. Er wähnte sich entdeckt und gab sein Vorheben auf. Der erste Unterwasserangriff, ausgeführt 1776 im Hafen von New York, war gescheitert.
Der erste historisch beglaubigte Versuch, den Feind zur See unter Wasser anzugreifen, fällt in das 16. Jahrhundert. Als die Spanier im Jahre 1558 Amsterdam belagerten, bauten sie eine Brücke über die Scheide, um die Schiffahrt zu unterbrechen und der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Um diese Brücke zu zerstören, versahen die Holländer ein Schiff mit einem ausgemauerten Behälter, füllten diesen mit Pulver und deckten ihn kugelsicher ab, die Zündung wurde durch ein Uhrwerk bewirkt. Das Schiff, „Brander" genannt, ließ man nun gegen die Brücke treiben, die dann auch wirklich in die Luft gesprengt wurde.
Ein wirkliches Tauchboot konstruierte zur Zeit des Nordamerikanischen Befreiungskrieges der Amerikaner Bushnell. Es war jene „Turtle" (Schildkröte), mit der Lee die „Eagle" sprengen sollte. Das Boot tauchte nach dem Prinzip des Flutens von Wasser. Auftauchen konnte es wieder, wenn das Wasser ausgepumpt wurde. Zur Bedienung war nur ein Mann erforderlich.
An der Oberseite des Bootes befand sich ein mit Gläsern versehener Aufsatz, der dem Insassen den Ausblick gestattete. Das Vor- und Rückwärtsbewegen sowie das Auf- und Niedersteigen des Bootes bewirkten Schiffsschrauben, die durch Kurbeln in Tätigkeit versetzt wurden. Zum Manövrieren diente ein Steuerruder. Der Sprengkörper, Mine oder Torpedo genannt, war an der Außenwand des Bootes angebracht und mit 75 Pfund Pulver geladen. Ein Uhrwerk sollte die Explosion auslösen. Trotz seiner sinnreichen Konstruktion entsprach dieses Tauchboot nicht den Anforderungen, seine Geschwindigkeit war ungenügend, und auch die Luftversorgung des Bootsfahrers war unzulänglich. Einen Erfolg hat Bushnell aber durch dieses Tauchboot doch errungen: er hatte ein Fahrzeug konstruiert, das unter Wasser längere Zeit auf einer bestimmten Tiefe gehalten und nach verschiedenen Richtungen hin bewegt werden konnte, was bis dahin für ein Ding der Unmöglichkeit galt. *He.*






Bussard
174
Bussard
Ski-Wachs
Ski-Wachs

Oberleutnant Gerhard Grimmer ist weder ein „Phantom in der Spur" noch ein „Skiwunder", wie ihn die skandinavische Presse nach seinen Erfolgen in der Saison 1970 bezeichnete. Trainingsfleiß, Kampfgeist und Einsatzwille führten ihn zur Weltspitze im Skilanglauf.

Niemals aufgeben

Das Zimmer 114 unterscheidet sich nur unwesentlich von den anderen des Oberhofer ASK-Heimes. Doch da ich dieses Zimmer, in dem Gerhard Grimmer mit seinem Mannschaftskameraden Wolfgang Hößrich wohnt, noch nicht kenne, betrachte ich es mir ein wenig genauer. Neben dem Fenster ein Bastbehang, an dem etwa hundert Abzeichen stecken, darüber eine abgebrochene buntbedruckte Skispitze, über dem Bett zwei bemerkenswerte Fotos, die den heutigen Skilanglauf-Vizeweltmeister in zwei anderen Sportarten zeigen: Als 3000-m-Läufer im Erfurter Dimitroff-Stadion und inmitten einer Fußballmannschaft. Auf dem Nachttisch liegen zwei Bücher: „Lausbubengeschichten" und „Kriminalfälle".

Letztere erinnern mich an einen besonderen Fall, den „Fall von Falun".

„Weißt Du, wie die DDR-Langläufer bei ihrem Weltmeisterschaftseinstand abschnitten, damals 1954?"

Gerhard Grimmer winkt ab. Obwohl er damals erst zehn Jahre alt war, kennt er jenen „Fall" nur zu genau. Immer wieder hatte man ihm davon erzählt und ihm auch eine schwedische Karikatur gezeigt, die gehässig war und wohl mehr die DDR als Land diffamieren sollte als deren Sportler. Sie zeigte frierende Kampfrichter, die sich an einem Feuer erwärmten. Ein Läufer stand daneben und fragte verwundert, was sie hier noch trieben. Worauf einer von ihnen antwortete: „Wir warten auf die ostdeutsche Frauenstaffel!" Und vom nachtschwarzen Himmel grinste hämisch der Mond dazu...

Einer von denen, die das „Waterloo" von Falun miterlebten, war Major Kuno Werner, heute Trainer der ASK-Biathloner. Er erinnert sich nur ungern an jene Tage, in denen es Spott und Hohn hagelte. Er war damals in die 15-km-Spur gegangen und – Fünfzigster geworden. Doch er hatte nicht ans Aufgeben gedacht und weitergemacht, und er war einer derjenigen, von denen man in den Jahren danach überall mit Achtung sprach.

„Als ich vor neun Jahren zum ASK kam", urteilt Gerhard Grimmer heute, „hieß mein großes Vorbild Kuno Werner. Sein Kampf, seine Härte gegen sich selbst imponierten mir. Er war für seine Zeit gut, in unserer Republik eine Klasse besser als die anderen. Doch damals gab es dieses zielstrebige, wissenschaftliche Training noch nicht. Kuno wäre heute international auch ganz vorn gelandet."

In den Jahren davor, als die DDR-Speziallangläufer mit riesigen Zeitabständen der Weltspitze nachjagten und einen Kuno Werner feierten, wenn es ihm einmal gelang, „Bester Mitteleuropäer" zu werden, fuhr Gerhard Ski im kleinen thüringischen Ort Seligenthal, wie jeder andere Junge dort auch. Und er spielte Fußball, wie jeder andere auch und hüpfte von den „Huckeln". Mit dem Schanzenspringen wäre es bald sehr ernst geworden; doch da brach die Seligenthaler Schanze zusammen. „Was blieb mir weiter übrig, ich mußte beim Skilaufen bleiben."

Meine Frage nach seinem ersten Übungsleiter beantwortet Gerhard Grimmer so: „Es gab damals noch keine richtigen Übungsleiter, genauso wie ein Kinder- und Jugendsport in unserem heutigen Sinne noch nicht existierte. Helmut Aschenbach war damals selbst noch aktiv, hat sich aber um uns Jungs gekümmert. Er hat

GERHARD GRIMMER AUF VERFOLGUNGSJAGD

Plazierungen und Minutenrückstände der DDR-Sportler im 30-km-Langlauf zu den Weltmeistern bzw. Olympiasiegern.

1956: Lindenlaub (33.) 14:24
1958: Jankowski (55.) 17:18,7
1960: Weidlich (21.) 10:21,9
1962: Werner (27.) 10:01
1964: Seidel (29.) 9:10,3
1966: Grimmer (19.) 4:32,8
1968: Grimmer (15.) 3:07,8
1970: Grimmer (2.) 0:37,6

großen Anteil an meinem Weg. Auch die Sektionsleitung von Stahl, wirklich rührig, unterstützte, wo sie nur konnte."
Wer vielleicht denkt, daß der heutige Vizeweltmeister und Holmenkollensieger so mit einem leichten Sprung die 25 km von Seligenthal zum ASK Oberhof überwunden hat, irrt sich gewaltig. Gerhard Grimmer war Soldat in Gotha und hat eine gründliche mot. Schützen-Ausbildung hinter sich. Und wenn er heute von dieser Zeit berichtet, merkt man ihm den Stolz darauf an, wobei er ausdrücklich betont, daß er gern über die Sturmbahn gegangen ist.
Mit seinem Eintritt in die ASK-Langläufergarde änderte sich natürlich nichts schlagartig. Die Minutenabstände zur Weltspitze schmolzen nur zaghaft zusammen. Doch unbeirrt ging man in Thüringen und im Erzgebirge seine Wege, neue Wege. Schrittmacher wie die Armeesportler Kuno Werner, Werner Mohring oder Rudolf Dannhauer traten ab. Junge Läufer, mit den Erfahrungen der „Alten" klug aufgebaut, gingen nun in die Spur. Zu ihnen zählten Gerhard Grimmer, Axel Lesser (beide vom ASK Oberhof) und Gert-Dietmar Klause (SC Dynamo Klingenthal). Sie ließen sich auch von Rückschlägen nicht entmutigen.
Ich frage Gerhard Grimmer: „Denkst du noch manchmal an Kawgolowo 1965?"
„Hör' mir auf", meint er, doch er erzählt: „Dahin bin ich damals als junger Mann mit großen Hoffnungen gefahren. Ich hatte hart trainiert, es war mein erster Start in der Saison, und ich fühlte mich gut in Form. Dann wurde ich – Zweiundsiebzigster. Über 30 km mußte ich aufgeben. Das passierte mir zum ersten Mal: Ich war physisch und psychisch ziemlich am Ende. Danach gab es Momente, in denen ich zweifelte, ob aus mir noch etwas wird."
Doch ein Jahr später sah der Skisporthimmel wieder heller aus. Bei den Weltmeisterschaften am Holmenkollen kam Gerhard als Neuntbester ein. Das war ein Ergebnis, das bis dahin kein DDR-Skilangläufer erreicht hatte. „Mir gab der Erfolg mächtigen Auftrieb. Ich sagte mir immer wieder: Wir schlafen doch nicht, wir trainieren hart; zwar haben wir nicht so viele Läufer wie die Nordländer, doch aus unserem kleinen Kreis müssen doch mal ein oder zwei Mann kommen, die es schaffen, auch einmal ganz vorn anzukommen."
Das Jahr 1966 hatte für den Armeesportler Gerhard Grimmer noch eine besondere Bedeutung. Er wurde Kandidat der Arbeiterpartei



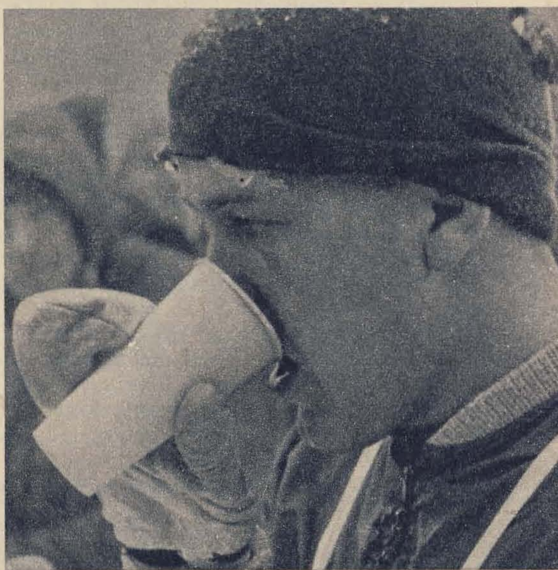
Wenn man ihn fragt, wer seinen Schritt beeinflußte, nennt er zuerst seinen Trainer Horst Wagner. „Seit ich im Klub bin, trainiere ich bei ihm. Wir haben uns stets über alles unterhalten, und ich möchte sagen, daß Genosse Wagner einen wesentlichen Anteil an meiner Entwicklung hat." Er bezieht in seine Begründung aber auch einen anderen Faktor ein: das Studium. Im vorigen Jahr hat er das Fachschulstudium als Ingenieurökonom (Fachrichtung Maschinenbau) mit „gut" abgeschlossen. Und dann schwört er auf sein Langläufer-Kollektiv auf der Oberhofer Höh'. „Wir sind eine gute Truppe, ein kleiner Kreis, in dem ein prächtiger Kontakt vorhanden ist." Nach der 70er Saison wurde die Sportmannschaft Langlauf des ASK Oberhof mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze ausgezeichnet.
Von 1966 an ging es sichtbar aufwärts. Die kommenden Winter bewiesen es. Die vorolym-

Eine Partie Billard zwischen Gerhard Grimmer und seinem Trainer, Major Horst Wagner. Das entspannt, lockert die Nerven . . .

. . . bevor Gerhard in die einsame Spur geht. Hier ist er ganz allein, nur im Kampf gegen Zeit, da darf es keinen Moment der Schwäche geben . . .

. . . Der Endspurt hat die letzten Kräfte gefordert. Ein Schluck heißer Tee belebt wieder etwas . . .

. . . dann geht der Blick zur Anzeigetafel: Wird die Zeit für den Sieg reichen?





pische Wintersportwoche 1967 in Grenoble sah Gerhard Grimmer inmitten der Weltelite über 15 km als Neunter – mit einem Rückstand zum Sieger von nur 1:25 min. Ein weiterer internationaler Erfolg stellte sich ein: SKDA-Meister über 15 und 30 km. Bei der Weltmeisterschaftsprobe 1969 belegte er hinter dem sowjetischen Läufer Wedenin über 30 km und Weltmeister Eggen (Norwegen) den dritten Platz. Die Plazierungen unterstrichen den richtigen Weg des DDR-Langlaufsports.

„Wir hofften auf ein gutes Abschneiden bei den Welttitelkämpfen 1970", sagte Gerhard Grim-

mer heute, „doch die Medaillenplätze, die wir dann einnahmen, kamen selbst für uns etwas überraschend."
Ehrlich, wer hätte von uns mit diesen DDR-Erfolgen von Strbske Pleso gerechnet? Trotz aller Hoffnungen wohl kaum einer. Noch heute sind sie in vieler Munde: WM-Silber für Gerhard Grimmer (30 km) und die beiden DDR-Staffeln, WM-Bronze für Gerhard Grimmer im 50-km-Skimarathon. Daß es keine einmaligen „Sensationen" waren, bewiesen unsere Ski-Langläufer auch noch 1970 beim 85-km-Wasalauf und in Falun. 14 Jahre nachdem jene Karrikatur die DDR verhöhnte.
Sprach man nach diesen Erfolgen zuerst noch von einem „Phantom in der Spur" und einem „Skiwunder", wurde man in der skandinavischen Presse schließlich doch sachlicher – so wie das „Svenska Dagebladet": „Grimmer hat den ganzen Winter über gezeigt, daß er so gründlich durchtrainiert war, wie eben ein Sportler nur durchtrainiert sein kann." Und die Zeitung wies energisch die Verleumdungsversuche westdeutscher Journalisten zurück: „Die Antwort ist eher die, daß der ostdeutsche Sport unglaublich zielbewußt und wissenschaftlich gearbeitet hat."
Oberleutnant Gerhard Grimmer erinnert sich: „Die Feinde unserer Republik wollten unsere Leistungsentwicklung nicht wahrhaben. Die Westpresse verbreitete das Gerücht: Die DDR-Läufer sind gedopt. Vor dem 50-km-Lauf wurde für die ersten drei eine Doping-Kontrolle angekündigt. Nur gut, daß ich Dritter wurde. So konnten die Verleumdungen durchkreuzt werden."
Zum ersten Mal sprach mit Gerhard Grimmer ein Skiläufer auf einem Turn- und Sporttag des DTSB. Seine Worte als Genosse sind wohldurchdacht: „Es ist zuallererst eine Frage der Einstellung, eine Frage des Bewußtseins, das



Erste Gratulantin: Töchterchen Stefanie.

ich zur Erfüllung meines Leistungsauftrages habe. Zweitens gehört dazu die Bereitschaft, härteste Belastungen bereits im Training auf sich zu nehmen und die Erkenntnis..., daß es keinen bequemen Weg zur Weltspitze gibt."
Eine neue Wintersaison beginnt. Optimismus und Zuversicht sprechen aus Gerhard Grimmers Worten, als wir uns im Zimmer 114 des Oberhofer ASK-Heimes verabschieden: „Natürlich, im Skilanglauf gibt es eine breite Weltspitze, und zwanzig sind stets für einen Platz unter den ersten dreien gut. Doch wir haben die Schranken durchbrochen, was keiner einmal geglaubt hat. Wir haben an Selbstvertrauen gewonnen, und auch beim Nachwuchs sieht es heute weitaus besser aus als vor fünf Jahren. Wir bereiten uns auf die Olympischen Spiele von 1972 in Sapporo vor, doch wollen wir auch in dieser Saison die Richtigkeit unseres Weges bestätigt finden."

Klaus Weidt

Und dann verlangt der Nachwuchs sein Recht – ein Autogramm vom großen Vorbild.



Teuflisches Dreieck

Einige Wochen nach Kriegsende hatte ich mein Hauptquartier in Scheveningen, nahe Den Haag. Eines Tages erhielt ich einen anonymen Brief in Blockbuchstaben und mit Tinte geschrieben. In der Übersetzung lautete der Text: „Frau Sanders ist ein Faschisten-Liebchen und eine Spionin. Es ist Ihre Pflicht, diesen Fall zu untersuchen. Tod den Verrätern!" Der Schreiber schien es eilig gehabt zu haben, denn obgleich alles in Blockschrift geschrieben war, waren einige Buchstaben miteinander verbunden. Die Punkte waren angezeigt durch winzige Tüpfelchen innerhalb eines Kreises. Ich war zuerst geneigt, das Papier zusammenzuknüllen und wegzuwerfen. Dann, mit einem Seufzer, entschied ich mich, der Versuchung zu widerstehen.

Sanders ist ein weitverbreiteter holländischer Name, und es dauerte ein oder zwei Tage, um eine Liste von allen jenen verheirateten Frauen des Bezirks anzulegen, die diesen Namen trugen. Dann wurde die Liste gesiebt, bis nur ein Name übrig blieb. Diese Frau Sanders war offensichtlich die Beschuldigte. Ihr Mann hatte eine kleine Druckerei in der Stadt. Als die Deutschen kamen, zwangen sie den Besitzer dazubleiben und für sie zu arbeiten. Nach außen fügte er sich, aber in Wirklichkeit war er ein guter Patriot und arbeitete in der Widerstandsbewegung mit, direkt vor den Nasen seiner deutschen Chefs. Das Haus, in welchem die kleine Druckerei untergebracht war, gehörte ihm. Die Deutschen hatten alle Räume beschlagnahmt außer zwei Zimmern im obersten Stockwerk für ihn und seine Frau, in den anderen Teilen des Hauses wohnte ein höherer Gestapo-Offizier mit seinem Adjutanten und Dienstpersonal. Allem Anschein nach war Sanders' Betrieb eine Spezialdruckerei. Tagesbefehle und Instruktionen für die Truppen, die in diesem Bezirk stationiert waren, wurden in diesem kleinen Betrieb gedruckt. Die Deutschen hatten ihren eigenen Setzer mitgebracht.

Sanders hatte die Aufgabe, die Maschinen zu pflegen, und ein Posten stand immer dabei, um aufzupassen, damit er keine Gelegenheit erhielt, zu lesen, was gerade gedruckt wurde. Nichtsdestoweniger hielt er seine Augen offen und konnte nützliche Informationen an die Widerstandsbewegung geben. Dann, Ende Juli 1944, einige Wochen nach der Landung der Alliierten wurde er von der Gestapo verhaftet. Keiner der Widerstandskämpfer, die ich befragte, wußte damals, was mit ihm passiert war. Aber alle hatten befürchtet, daß er in einem Konzentrationslager umgekommen sei. Aber Anfang April 1945, einen Monat vor Kriegsende, war er wieder aufgetaucht, ausgemergelt, zerlumpt wie eine Vogelscheuche. Er sagte, daß er von der Gestapo gefoltert worden war und zeigte die kreisförmigen Narben auf dem linken Handrücken, wo einer seiner Befrager eine brennende Zigarette ausgedrückt hatte, um ihn zum Sprechen zu bringen. Er war dann in ein Lager nach Nordwestdeutschland gebracht worden. Als die Alliierten sich dem Lager näherten, wurden die Insassen weiter östlich in Marsch gesetzt. Während eines Bombenangriffs hatte Sanders die Gelegenheit genutzt und war geflüchtet.

Natürlich wurde er als ein lokaler Held gefeiert. Ein Mann, der für die Widerstandsbewegung arbeitet, verhaftet wird, aber trotz Quälereien und Folterungen nicht weich wird, und es dann noch fertigbringt zu fliehen, verdient, daß man viel Aufhebens von ihm macht. Aber Wochen vor seiner Rückkehr waren häßliche Gerüchte betreffs seiner Frau aufgetaucht. Sie war in ihrem Haus verblieben, zusammen mit dem höheren Gestapooffizier und seinem Gefolge. Die Rede ging, daß sie, während ihr Mann im Kerker saß, die Geliebte des Gestapomannes geworden war. Niemand unternahm etwas dagegen, solange die Gestapo regierte, und bald nachdem die deutschen Truppen die Stadt verlassen hatten, tauchte ihr Mann wieder auf, und man konnte doch einen heimkehrenden Helden nicht in der Zeit, wo man ihn

noch feierte, gleich mit gewissen Gerüchten über seine Frau konfrontieren. Offensichtlich schöpfte Herr Sanders auch keinen Verdacht und schien wieder glücklich mit seiner Frau zu leben. Ich entschloß mich, in Sanders' Wohnung vorzusprechen, so als ob es ein reiner Höflichkeitsbesuch sei, und verzichtete darauf, Frau Sanders in mein Büro zu bitten. Ich wählte eine Zeit; wo ich wußte, daß sich ihr Mann geschäftlich außer Haus befand. Frau Sanders öffnete selbst, und als ich mich vorgestellt hatte, lud sie mich zu einer Tasse Kaffee ein. Wir unterhielten uns über Nichtigkeiten, und die ganze Zeit versuchte ich insgeheim, meine Gesprächspartnerin kennenzulernen und einzuordnen. Sie war Anfang Dreißig und eine vollschlanke, recht anziehende Frau. Nicht von der Art jener atemberaubenden Schönheiten, aber da ging etwas Warmes, Sanftes, Vornehmes und Gepflegtes von ihr aus. Und dumm war sie nicht. Nach einigen Minuten planlosen Gesprächs lächelte sie und sagte mit einer gefälligen Offenheit: „Oberst Pinto, ich bin sicher, daß Sie sehr viel zu tun haben und nicht zu mir gekommen sind, um sich mit mir über das Wetter und die Nachkriegsverhältnisse zu unterhalten". Ich lächelte zurück und nickte: „Ja, Frau Sanders, so ist es. Darf ich offen und ohne Umschweife darauf zu sprechen kommen?" Ich holte die anonyme Anzeige aus meiner Brieftasche und reichte sie ihr. Sie warf einen Blick darauf, zuckte zusammen, wurde für ein oder zwei Sekunden blaß, und dann färbten sich ihre Wangen hochrot vor Scham. Dann vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und saß für einige Minuten zusammengesunken da. Ich ließ ihr Zeit, ihre Fassung wiederzugewinnen. Schließlich richtete sie sich auf und sagte schwach: „Es hat sowieso keinen Zweck, Sie zu bluffen. Früher oder später werden Sie auf die Fakten stoßen. Dieser Brief sagt die Wahrheit und sagt sie auch wieder nicht. Verstehen Sie, was ich meine?" Nun erzählte sie mir ihre Geschichte: Während der fünfjährigen Okkupation hatten verschiedene deutsche Offiziere abwechselnd in ihrem Hause residiert. Mitte 1944 kam ein SS-Sturmbannführer namens Hauptmann, der in Rußland schwer verwundet und nun nach Holland zum Sicherheitsdienst kommandiert worden war. Er war jünger, und wie sie zugeben mußte, ein weit anziehenderer Typ als sein Vorgänger. Er war viel weniger förmlich, er lächelte sie an und bot ihnen ‚Guten Morgen', wenn man sich auf der Treppe begegnete. Ein oder zweimal bat er sie und ihren Mann zu einem guten Essen oder zum Kaffeetrinken, ein großer Luxus zur damaligen Zeit. Seltsam genug war sie zuerst der widerstrebende Teil gewesen, aber ihr Gatte hatte sie genötigt, sich gegenüber Hauptmann freundlich zu verhalten. Sie nahm an, daß ihr Gatte wünschte, sie solle freundlich mit dem Offizier tun, damit er der Widerstandsbewegung um so besser dienen könnte. Dann platzte die Bombe. Kaum waren zwei Monate seit dem Auftauchen des SS-Offiziers vergangen, wurde ihr Mann eines Morgens verhaftet. Er kam die Treppen hochgehastet, küßte sie und konnte ihr gerade noch die Umstände mitteilen, als sich auch schon das gefürchtete Klopfen an der Tür vernehmen ließ und zwei Soldaten eintraten. Sie schleppten ihn fort. In der gleichen Nacht war wieder ein Klopfen an der Wohnungstür zu hören, aber wesentlich behutsamer. Diesmal war es Sturmbannführer Hauptmann. Er teilte ihr mit, daß ihr Gatte im Moment noch nicht für sein Leben fürchten müsse, aber das würde sich bald ändern, denn er sei ein Feind des Deutschen Reiches und verdiene in der Tat die höchste Strafe, weil er Kriegsanstrengungen sabotiert habe. Es läge in seinen, des SS-Offiziers Händen, über das Schicksal ihres Mannes zu entscheiden. Natürlich ginge es überhaupt nicht um eine Freilassung, das sei unmöglich, aber man habe die Wahl, ihn zum Tode zu verurteilen und hinzurichten oder ihn ins Gefängnis zu werfen. Es läge an ihr, wie die Wahl ausfallen würde. Wenn sie wolle, daß ihr Mann mit dem Leben davonkomme, müßte sie sich – er wolle es taktvoll sagen – mit dem Richter gut stellen.

Es war eine klassische Situation: Ihre Ehre für das Leben ihres Mannes. Frau Sanders erzählte mir, daß sie in der ersten Regung sich am liebsten ein Herz gefaßt und ihm sein lächelndes Gesicht zerkratzt hätte. Aber sie besann sich dann, ihr kam zum Bewußtsein, daß es tödlicher Ernst war. Sie verlangte Bedenkzeit. Die ganze Nacht lief sie in ihrem Zimmer hin und her und überlegte verzweifelt, was sie tun sollte. Sie liebte ihren Mann, und sie hatte vor ihm keinen anderen Mann gekannt. Sie versuchte sich einzureden, daß der SS-Offizier sie nur bluffen wollte und gar nicht daran dachte, ihren Mann zum Tode zu verurteilen, wenn sie sich weigerte, auf jenen schrecklichen Handel einzugehen. Aber dann rang sie sich zu der Erkenntnis durch, daß er jedes Wort so gemeint hatte, wie er es gesagt hatte. Er hatte sie auch gewarnt, kein Wort darüber zu einem Dritten verlauten zu lassen. Er würde nicht nur alle Schuld leugnen, sondern ihren Mann sofort zum Tode verurteilen. So wagte sie nicht, irgendeinen Freund ihres Mannes um Rat zu fragen. Dann schreckte sie noch ein anderer Gedanke. Wenn sie nun Hauptmanns Geliebte würde – wer garantierte ihr, daß er sein Wort halten würde? Aber da begriff sie, daß dieses Risiko eingegangen werden mußte. Wenn sie sich weigerte, würde ihr Mann auf alle Fälle sterben; wenn sie einwilligte, war eine Chance,



daß er gerettet würde. Und so, als der nächste Morgen heran war, teilte sie dem Sturmbannführer ihre Entscheidung mit. Zwei Tage später überbrachte Hauptmann ihr den Durchschlag eines Geheimbefehls der Gestapo, der besagte, daß ihr Gatte mehrerer Verbrechen gegen das Reich überführt sei und in ein Konzentrationslager eingeliefert würde. Sie erhielt die Erlaubnis, ihn noch einmal zu sehen. Aber es ging über ihre Kraft, mir dieses Treffen zu beschreiben. Ihr Gatte wollte sie trösten, aber sie mußte daran denken, auf welche Weise sie sein Leben erkauft hatte, und jedesmal wenn er sie streichelte oder umarmte, mußte sie schluchzen. Sie hatte das Gefühl, daß ihr Körper bereits gezeichnet sei von dem Handel, der noch vollzogen werden mußte. An diesem Abend wurde sie Hauptmanns Geliebte und blieb es fast sechs Monate. Von Zeit zu Zeit berichtete er ihr, daß ihr Mann am Leben sei, und einmal zog er einen zerknüllten Brief aus der Tasche, und sie erkannte die Handschrift.

Nachdem Hitler in einem verzweifelten letzten Vabanque-Spiel in den Ardennen eine Niederlage erlitten hatte, wurde eine deutsche Einheit nach der anderen zurückgezogen, um das Reichsgebiet zu verteidigen. Am Neujahrsmorgen 1945 wurde Hauptmann nach Berlin zurückberufen. Es wurden keine weiteren deutschen Offiziere oder Soldaten geschickt, die sein Quartier einnahmen.

Frau Sanders hatte keine Möglichkeit mehr zu erfahren, ob ihr Mann tot oder am Leben war. Sie liebte ihn nach wie vor, doch hoffte sie manchmal, daß er schnell und schmerzlos geendet hätte. Sie wußte nicht, wie sie ihm ins Gesicht sehen sollte, wenn er einmal wiederkehren würde. Und dann kam er tatsächlich eines Tages zurück. Abgemagert bis auf die Knochen, mit verfilzter Kleidung, sein Körper zerschrammt und zerschunden, aber lebendig. Er war so ausgepumpt, daß sie ihn einige Tage pflegen mußte wie eine Mutter ihr Baby. Immer erzählte er nur über das Konzentrations-

lager und über die schreckliche Angst und Ungewißheit der Häftlinge, ob sie beim nächsten Schub für die Gaskammer dabei waren oder noch nicht. Als er sich wieder kräftig genug fühlte, nahmen sie ihr Leben als Mann und Frau wieder auf, und sie brachte es nicht übers Herz, von sich aus zu bekennen, wie sie für sein Dasein bezahlt hatte. Es schien, daß er etwas von seiner früheren Unabhängigkeit und Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen, verloren hatte. Auch hatte er kein Interesse mehr an der Druckerei und sagte ziemlich gereizt, daß der Lärm der Maschinen ihm Kopfschmerzen verursache. Entweder ging er zu seinen alten Freunden, wo man ihn natürlich als Helden feierte, oder er folgte ihr auf Schritt und Tritt in der Wohnung, wenn sie sauber machte oder die nächste Mahlzeit vorbereitete. Nach dem ersten



Ausbruch sprach er nicht sehr viel, aber manchmal bemerkte sie, daß er sie unentwegt anstarrte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Eine ganze Weile herrschte Schweigen. „Ich weiß, welche Überwindung es Sie kostet, mir das alles zu erzählen, Frau Sanders", sagte ich. „Fühlen Sie sich trotzdem imstande, auf ein paar Fragen zu antworten?" Sie nickte. „Was diesen Hauptmann anbetrifft, haben Sie ihn jemals wieder gesehen oder von ihm gehört?" Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nichts", antwortete sie. „Als er wegging, sagte er, für den Fall, daß er den Krieg überleben würde – was er bezweifelte – so könne er mir versprechen, daß er mich nicht mehr aufregen und keinen Versuch machen würde, wieder mit mir in Kontakt zu kommen". – „Und was glauben Sie, was seine Gefühle für Sie gewesen sind?" Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann schlicht: „Ich glaube, er hat mich wirklich geliebt". Die nächste Frage, die ich stellte, war die Wichtigste. Deshalb legte ich eine kleine Pause ein. Dann sagte ich: „Und welche Gefühle hegten Sie ihm gegenüber?" Jetzt machte sie eine Pause. Dann schüttelte sie ihren Kopf und zuckte mit den Schultern, so als ob es sehr schwierig für sie sei, die richtige Antwort zu finden. Schließlich sagte sie: „Ich kann es mir selbst nicht erklären und erwarte auch nicht, daß Sie es verstehen, aber auf irgendeine Art war ich nahe daran, mich in ihn zu verlieben. Oh, ich weiß, das war nicht recht. Ich hätte ihn hassen und verabscheuen müssen. Er war ein Feind und hatte mich zur Untreue gegenüber meinem Mann gezwungen . . ." In diesem Moment war ich meiner Sache sicher: Vom Standpunkt der Abwehr und Sicherheit aus gesehen war Frau Sanders kein Fall für uns. Wenn sie den faschistischen Offizier mit Absicht verführt und insgeheim an ihrem Mann und an der niederländischen Sache Verrat geübt hätte, dann hätte sie mir sicherlich erzählt, wie sehr sie diesen schurkischen SS-Offizier gehaßt und seine Umarmungen nur geduldet habe, um ihren Mann zu retten. Doch fuhr ich fort, Fragen zu stellen. „Sagen Sie, Frau Sanders, hat Ihr Mann jemals Ihr Verhältnis zu dem deutschen Offizier im Gespräch erwähnt oder hat er Verdacht geschöpft?" „Nein", sagte sie, „vielleicht hat er einen Verdacht, aber er hat mir diesbezüglich nie direkte Fragen gestellt, Ja, er erkundigt sich überhaupt nicht darüber, was hier in seiner Abwesenheit geschehen ist". – „Sie haben mir vorhin erzählt, daß Ihr Mann kein Interesse mehr an seiner Arbeit hat. Auf jeden Fall sind jetzt schwere Zeiten für das Druckereigewerbe. Wenn ich fragen darf, von was leben Sie jetzt?" – „Die Leute in der Stadt sind sehr gut zu uns gewesen", antwortete sie.

„Der Bürgermeister hat aus Anlaß der Rückkehr meines Mannes eine Spendenaktion organisiert, und viele, die es sich leisten können, waren sehr großzügig.“ Sie stockte etwas und sagte dann zögernd: „Ich, ich habe mich sehr elend gefühlt, als ich dieses Geld annahm“. – „Warum?“ – „Nicht aus dem Grunde, den Sie vielleicht annehmen. An dem Tage, als mein Mann zurückkam, war er einem Nervenzusammenbruch nahe. Ich mußte ihn wie ein Kind ausziehen und ins Bett bringen. Um seinen Leib, direkt auf der Haut, waren dicke Bündel Guldenscheine gebunden. Ich habe sie nicht gezählt, aber es müssen einige Tausend Gulden gewesen sein.“

„Hat er Ihnen erzählt, wo er sie herbekommen hat?“ – „Oh ja. Er war ganz offen, was das anbetrifft. Als er sich ein wenig besser fühlte, fragte ich ihn, und er berichtete mir, daß er sich nach seiner Flucht eines Tages in einem Straßengraben an einer Bahnlinie verborgen hielt. Da ist ein deutscher Militärtransport gekommen, und plötzlich stieß aus heiterem Himmel ein englisches Flugzeug herab und hat den Zug beschossen. Einer der Waggons in der Nähe geriet in Brand, und die zwei Posten, die ihn begleiteten, sind weggelaufen. In dem Wirrwarr nach dem Angriff schwang sich mein Mann über die Waggonwand und ergriff zwei oder drei Aluminiumbehälter, die in Reichweite standen, in der Hoffnung, darin etwas Eßbares zu finden. Er brach sie auf und fand sie vollgestopft mit Banknoten. Es mußte ein Geldtransport sein, um den Sold der deutschen Wehrmacht in dieses Gebiet zu bringen. Er faßte dies als eine Art Kriegsglück auf und nahm deshalb so viel Geld mit, wie er tragen konnte“. – „Ich denke, daraus wird ihm niemand einen Vorwurf machen“, sagte ich. In diesem Moment war das Geräusch von Fußtapfen zu hören auf der Treppe, die zu Frau Sanders Wohnzimmer führte. „Das muß mein Mann sein!“ stieß sie hervor, „schnell, wir müssen uns einen Grund ausdenken, weshalb Sie hier sind. Er darf keinen Verdacht schöpfen ...“ – „Überlassen Sie das mir“, unterbrach ich sie, „machen Sie sich keine Sorgen“. Die Tür ging auf, und ein Mann kam herein. Er war von mittlerer Größe. Schlank, aber kräftig. Mit einem borstigen Schopf hellblonder Haare und überraschend blauen Augen. Er schaute etwas überrascht drein, einen Uniformierten bei seiner Frau zu finden. Bevor er noch dazu kam, irgend etwas zu sagen, stand ich auf, um ihn zu begrüßen. „Mein Name ist Pinto, Oberst Pinto, und ich gehöre zu der britischen Abwehrsektion Holland. Ich bin hier im Auftrag unseres Abwehr-Hauptquartiers in Berlin. Es scheint, daß man dort einige höhere SS-Offiziere aufgegriffen hat, die später als Kriegsverbrecher angeklagt werden sollen. Zwei dieser Leute waren früher hier in diesem Gebiet stationiert und zwar genau in diesem Haus. Ich soll untersuchen, wie sie sich während des Aufenthaltes hier verhalten haben“. – „Wie hießen diese Offiziere?“ fragte er. Ich tat so, als ob ich erst in meinem Notizbuch nachschauen müßte. „Einer heißt von Buchwald“, sagte ich, „und der andere Hauptmann“. Sanders zeigte keine Bewegung, er runzelte nur die Stirn. „Von Buchwald? Der Name sagt mir gar nichts. Aber in den fünf Jahren sind mehr als ein Dutzend Offiziere hier gewesen. Manche blieben nur einige Tage oder Wochen. Aber Hauptmann, das ist eine andere Sache. Wir beide erinnern uns sehr gut an Hauptmann, nicht wahr, Liebste?“ Für eine Sekunde überlegte ich, ob seine Bemerkung einen Doppelsinn hatte. Dann sagte ich: „Ja,



Ihre Frau hat mir soeben erzählt, daß ein Sturmbannführer Hauptmann hier bei Ihnen stationiert war. Möchten Sie irgendeine Beschwerde oder Anklage erheben über sein Verhalten in der Zeit, wo er bei Ihnen gewohnt hat?" Sanders zuckte mit den Schultern. „So weit ich weiß, scheint er sich anständig betragen zu haben. Zwar war er einer der Verantwortlichen für meine Verhaftung durch die Gestapo, aber ich nehme an, er wird sich darauf berufen, nur seine Pflicht getan zu haben. In ihren Augen war ich einiger Verbrechen gegen das Reich überführt, und es war nicht Hauptmanns Schuld, daß ich das bekommen habe". Er streckte seine linke Hand aus und drehte mir den Handrücken zu. Darauf waren zwei oder drei schwache Brandnarben zu sehen, jede von der Größe und Form eines Sixpence-Stückes. Sanders warf wieder einen Blick auf seine Frau. „Ich kann natürlich nichts darüber sagen, wie er sich während meiner Abwesenheit verhalten hat. Aber was diesen Punkt anbetrifft, so kann ich ihm wohl schwerlich ein Kriegsverbrechen vorwerfen." Wieder hatte ich das Gefühl, daß diese Bemerkung hintergründig war. Ich hielt es für zweckmäßig, die Unterhaltung hier abzubrechen. „Haben Sie vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft, Frau Sanders. Es tut mir leid, aber ich muß jetzt zurück in mein Büro. Nebenbei bemerkt", fügte ich hinzu und wandte mich an den Gatten, „ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mal in meinem Büro vorbeikommen könnten und eine einfache Aussage machen, die ich meinem Hauptquartier übermitteln kann. Wir müssen diese Berichte machen, auch wenn es Fehlmeldungen sind. Könnten Sie es einrichten, heute Nachmittag einmal vorbeizukommen? Mein Büro ist neben dem Rathaus. Es ist ein Hinweisschild draußen angebracht". – „Ich dachte, der Krieg ist zu Ende", sagte er, „aber ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Wir sind noch immer militärischen Befehlen unterworfen, nur die Farbe der Uniform hat sich geändert".

„Es ist kein Befehl", erwiderte ich mit einem gezwungenen Lächeln, „nur ein Vorschlag. Beide Offiziere, um die es geht, haben in Ihrem Haus gelebt. Schuldig oder nicht schuldig, der Gerechtigkeit muß zum Siege verholfen werden, ist es nicht so?" – „Wenn Sie es so sehen, nun, dann kann ich wohl schwerlich nein sagen. Es macht ja auch nichts, ich habe sowieso nichts anderes zu tun. Eine Druckerei taugt nichts, wenn man keine Druckfarben hat. Man kann den Deutschen vorwerfen, was man will, aber bei ihnen liefen meine Maschinen". – „Also dann bis heute nachmittag", sagte ich und verabschiedete mich. Ich verbrachte meine Mittagspause rauchend und Kaffee trinkend. Ein Gedanke ging mir im Kopf herum. Ich ließ den diensthabenden Offizier rufen und fragte ihn, ob noch das große Lager von erbeuteten Dokumenten da sei, das uns bei unserer Ankunft ausgehändigt worden war. Er bejahte dies. Ich bat ihn, für mich ein amtlich aussehendes Notizbuch herauszusuchen. Nach wenigen Minuten kam er zurück und brachte mir genau das, was ich suchte: ein Tagebuch, in Leinen gebunden und mit dem Adler und dem Hakenkreuz auf dem Deckel eingeprägt. Es war schon reichlich spät, 16 Uhr vorbei, als Sanders auftauchte und in mein Büro geführt wurde. Wir wechselten die üblichen Formalitäten, und er schien etwas entgegenkommender zu sein als heute morgen. „Ja, also, Herr Sanders", sagte ich, „wahrscheinlich habe ich mehr Erfahrung als Sie, was die Abfassung militärischer Berichte anbetrifft. Wenn Sie einverstanden sind, werde ich einfach alles so niederschreiben wie ich glaube, daß Sie es auch sagen würden. Beim Schreiben lese ich es gleichzeitig laut vor, sodaß Sie mich sofort unterbrechen und korrigieren können, wenn Sie das für erforderlich halten. Einverstanden?" „Wie es Ihnen beliebt", sagte er. Aber sein äußeres Auftreten war nicht so forsch und lässig wie der Ton seiner Stimme es glauben machen wollte. „In Ordnung. ‚Ich – wie lautet Ihr Vorname...?" – „Oh, Ernst". „Lassen Sie mich noch einmal anfangen: ‚Ich, Ernst Sanders aus...' wir können Ihre volle Adresse später einfügen...' erkläre hiermit, daß ich diese Aussage heute am 14. Juni 1945 aus freiem Willen heraus mache...!" Ich brach ab und beugte mich zu ihm: „Wir müssen so anfangen, damit die Verteidigung, wenn Ihre Aussage bei der Gerichtsverhandlung zur Sprache kommt, nicht Einspruch erheben kann, die Aussage sei unter Druck gemacht worden. Nun, wo war ich stehen geblieben... oh, ja ‚aus freiem Willen'. richtig... ‚Kurz nachdem Holland durch die deutschen Truppen besetzt wurde bis zu meiner Verhaftung gegen Ende des Krieges' – wir können das genaue Datum später einsetzen – ‚waren verschiedene deutsche Offiziere in meinem Hause eingewiesen. Sturmbannführer Hauptmann war der deutsche Offizier, der während meiner Inhaftierung in meinem Hause wohnte. Sein Benehmen war stets das eines Offiziers und Ehrenmannes. Ich erkläre weiter, daß seine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft mich dazu überredete, für die deutsche Sache zu arbeiten...' oder soll ich schreiben: fortfahren zu arbeiten? – ‚Ich übergab ihm eine große Menge von Informationen über die holländische Widerstandbewegung und wurde für meinen Verrat gut bezahlt'. Meine Verhaftung war ein komplettes Täuschungsmanöver..." Sanders sprang auf. „Was sagen Sie da?!" schrie er.

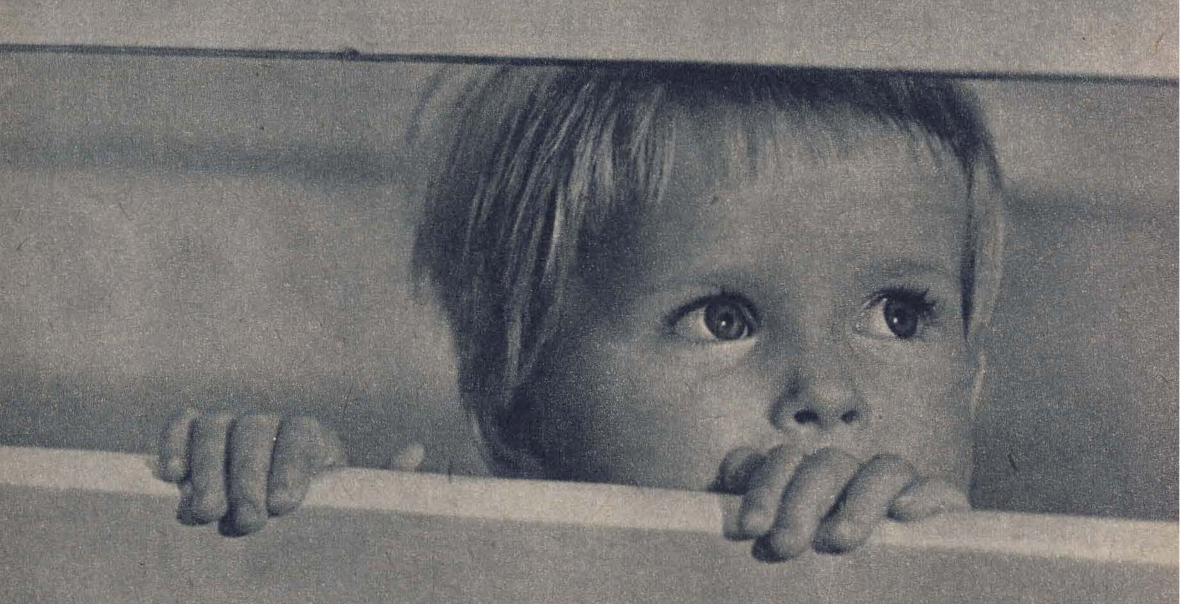
Fortsetzung auf Seite 86

WEGWEISER in das Jahr 2000

Sind Träume Schäume?
Was macht das Jahr 2000 interessant?
Ist der Wunsch der Vater der Prognose?
Die AR unterhielt sich darüber mit dem Genossen Dr. phil. habil. Bernd Bittighöfer, stellvertretender Leiter des Lehrstuhls Gesellschaftsprognostik am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

AR: *Wir sprechen oft vom Jahre 2000. Sind dreißig Jahre ein interessanter Prognosezeitraum oder haben hier lediglich die Journalisten Pate gestanden, Genosse Bittighöfer? Denn offenbar ist ja eine Jahrtausendwende ein besonders attraktiver Begriff.*

Solch ein rundes Jahr fasziniert natürlich. Ich habe da eine merkwürdige Geschichte beobachtet. Wenn man junge Menschen fragt, wie sie sich ihr Leben in dreißig Jahren vorstellen, so bekommt man etwas andere Antworten, als wenn man sie nach ihrem Leben im Jahr 2000 befragt. Das Jahr 2000 wiegt für viele schwerer, es liegt weiter in der Ferne, weil sich mit diesem Begriff so viele Erwartungen verbinden und vielleicht auch Illusionen. Natürlich wird das Jahr 2000 nicht abrupt eine völlig neue Qualität des Lebens bringen. Die Übergänge werden genau so fließend sein wie die von 1968 zu 1969 und

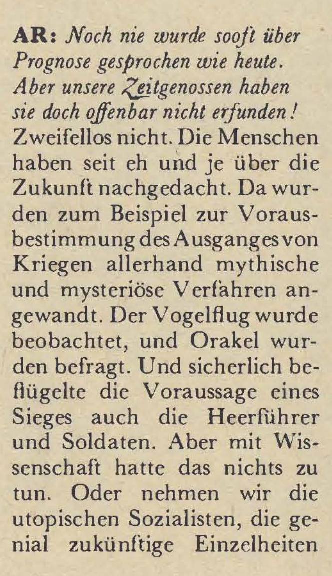


von 1969 zu 1970. Man kann ja nicht alles gleichzeitig machen. Jede Familie weiß das. Man wird sich in der Regel seine Wohnungseinrichtung nach und nach und nicht auf einen Schlag anschaffen, und so wird eine zeitlang immer noch Altes neben dem Neuen stehen. Und wie im Kleinen so im Großen. Wir werden uns in Zukunft in der Prognosearbeit auch stärker der Entwicklung des sozialistischen Lebens in den Städten und Siedlungszentren zuwenden. Und natürlich müssen wir dabei auch davon ausgehen, daß die alten Städte nicht auf einmal mit Bulldozzern ebengemacht und an ihre Stelle die neuen hingestellt werden können.









AR: *Noch nie wurde sooft über Prognose gesprochen wie heute. Aber unsere Zeitgenossen haben sie doch offenbar nicht erfunden!*
Zweifellos nicht. Die Menschen haben seit eh und je über die Zukunft nachgedacht. Da wurden zum Beispiel zur Vorausbestimmung des Ausganges von Kriegen allerhand mythische und mysteriöse Verfahren angewandt. Der Vogelflug wurde beobachtet, und Orakel wurden befragt. Und sicherlich beflügelte die Voraussage eines Sieges auch die Heerführer und Soldaten. Aber mit Wissenschaft hatte das nichts zu tun. Oder nehmen wir die utopischen Sozialisten, die genial zukünftige Einzelheiten



vorwegnahmen, aber die wir eben deshalb als utopische Sozialisten bezeichnen, weil sie keine klaren Vorstellungen von dem Weg zu diesem Ziel hatten. Erst seit Marx und Engels kann von einer wissenschaftlichen Voraussicht gesprochen werden. Das Manifest ist zugleich die erste wissenschaftliche Gesellschaftsprognose. In den letzten Jahrzehnten ist die Frage nach der Zukunft zu einem Hauptproblem der Auseinandersetzung der beiden Systeme geworden. Das hängt



damit zusammen, daß wir in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus leben, in der sich gewaltige soziale Umwälzungen vollziehen und sich auch Wissenschaft und Technik in einer Dynamik entwickeln, die große Konsequenzen nach sich zieht. Es geht dabei nicht um die vereinfachte und im Grunde falsche Frage: Was wird die Zukunft „bringen“? Richtige Prognosen sind vielmehr notwendig, um die Gesellschaft bewußt zu gestalten. Die gesellschaftliche Prognose ist heute untrennbarer Bestandteil der wissenschaftlichen Führungstätigkeit der Partei.

AR: *Was ist, genau definiert, eine Prognose?*

Prognose und Prognostik – diese Begriffe sind manchmal etwas durcheinander gebracht worden. Wir verstehen unter Prognostik die Wissenschaft von der Voraussicht, d. h. in ihr geht es darum, die weltanschaulichen, die politisch-ideologischen und theoretischen Grundlagen wissenschaftlicher Voraussicht zu erarbeiten und die Verfahrensweisen des Prognostizierens zusammenzufassen. Die Prognostik hat sich mehr und mehr zu einer selbständigen Disziplin entwickelt. Sie hat Prognosen zu erarbeiten, d. h. wissenschaftlich begründete Aussagen über die Hauptrichtung

der gesellschaftlichen Entwicklung sowie realisierbare und notwendige Zielstellungen. Prognosen sollen zugleich die wichtigsten Wege aufzeichnen.

AR: *Und wo entstehen Prognosen?*

Es hat keinen Sinn, mir hier am Schreibtisch einen Idealmenschen ausdenken. Es werden umfangreiche Untersuchungen an Ort und Stelle durchgeführt, zum Beispiel, um die Auswirkungen der Automatisierung festzustellen und die Bedingungen für ihre sozialistische Gestaltung zu untersuchen. Eine Schlußfolgerung zu diesem Thema ist natürlich bereits vom Schreibtisch her klar: schwere körperliche Arbeit wird mehr und mehr verschwinden. Aber der Mensch der Zukunft kann ja kein Wesen mit großem Kopf und geschrumpften Muskeln sein. Und deshalb ist zum Beispiel der Sport schon heute und noch mehr in der Zukunft kein Hobby mehr.

AR: *Treiben Sie selbst Sport?*

Das ist eine Gretchenfrage. Zumindest mache ich jeden Morgen 10 Minuten Gymnastik.

AR: *Was ist für Sie das Schönste und Reizvollste an Ihrem Beruf?*

Das „Abenteuer": Formung des sozialistischen Menschen. Seit ich als Gesellschaftswissenschaftler tätig bin, steht die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten im Mittelpunkt meiner Interessen und Bemühungen. Ich betrachte als das Interessanteste und Wichtigste der sozialistischen Umwälzung eben das

Bürgerliche Theoretiker behaupten, daß der Mensch von Natur aus egoistisch und unveränderbar sei. Wir haben diese Theorie durch die Praxis bereits schlagend widerlegt.

AR: *Hören Sie manchmal auch die Meinung: Ja, Prognosen für Wissenschaft und Technik sind notwendig, aber wozu Prognosen über das künftige Antlitz des Menschen? Warten wir doch ab, wie er wird.*

Solch eine Meinung kann sich unbewußt einschleichen, da von der Technik eine große Faszination ausgeht. Bürgerliche Zukunftsforscher vertreten die Auffassung, daß die Prognostik lediglich die Konsequenzen der Entwicklung von Wissenschaft und Technik festzustellen hat, also etwa welches Wissen der Arbeiter haben muß usw. Wir gehen in erster Linie anders heran. Der VII. Parteitag hat doch eindeutig formuliert, daß der sozialistische Mensch, die sozialistische Menschengemeinschaft unser Ziel ist und daß letztlich die Ökonomie ein Mittel dazu ist. Man kann deshalb nicht einen Automaten konstruieren und dann einfach sagen: „Nun Mensch, du mußt ihm eben gerecht werden." Man muß bereits bei der Konstruktion bedenken, daß sozialistische Menschen an diesem Automaten tätig sein sollen.

AR: *Woher wissen Sie, welche Bedürfnisse der Mensch in 30 Jahren hat? Werden die Kinos zum Beispiel noch ausgelastet sein?*

Hundertprozentige Garantien kann natürlich keiner übernehmen, weil keiner alle Entwicklungstendenzen voraussehen kann. Ich sagte aber auch schon, daß unsere Prognostik nicht nur registriert, sondern sich der bewußten Gestaltung der Zukunft verschrieben hat. Wir haben also auch zu untersuchen, welche Bedürfnisse der allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit gemäß sind und was wir tun müssen, damit sie sich herausbilden. Im Speziellen bin ich der Meinung, daß das Fernsehen ein Erlebnis für kleine Gruppen bleiben wird, bei aller weiterer Perfektionierung bis zum plastischen Fernsehen und vielleicht zum Fernsehbild, das eine ganze Wand einnimmt. Aber wir sind der Meinung, daß das Bedürfnis nach dem Gemeinschaftserlebnis der sozialistischen Persönlichkeit entspricht, und jeder weiß auch, welche besondere Festlichkeit, welches Fluidum und welche Atmosphäre ein Theaterbesuch ausstrahlt. Aber vielleicht werden später mehr komplexe Einrichtungen entstehen wie sie sich mit dem Dresdner Kulturpalast schon abzeichnen, wo man Möglichkeiten hat, sich anschließend noch zu unterhalten oder Teile des eben gesehenen Filmes noch einmal anzuschauen usw.

AR: *Besteht nicht doch die Gefahr, daß der Wunsch der Vater der Prognose wird?*

Ich sehe zwei Gefahren. Die eine ist, daß der Prognostiker sein Arbeitsgebiet zum Nabel der Welt macht. Der VII. Parteitag hat doch klar gefordert, daß alle Teilbereiche unseres Gesamtsystems auf das gleiche fortgeschrittene Niveau gebracht werden müssen. Die andere Gefahr, daß der Wunsch der Vater der Prognose wird – ja das kann passieren, wenn die Mittel der marxistischen Prognostik noch ungenügend beherrscht werden.

AR: *Die Partei wird auch in den nächsten Jahrzehnten die entscheidende prognostische Arbeit leisten. Sie wird auf Parteitagen, Plenen und in Dokumenten die Hauptaufgaben formulieren, und wie bisher wird auch die Parteiführung diesem Institut die Aufgaben stellen. Welche Eigenschaften fordert die Partei von einem Prognostiker?*

Er muß sich natürlich mit der Theorie, mit den Methoden und Verfahren des Prognostizierens befassen. Aber er braucht auch eine Reihe anderer Eigenschaften: hohe Parteilichkeit, die klare marxistische Weltanschauung. Prognosen sind eben nicht lediglich das Ergebnis mathematischer Berechnung. Der Prognostiker muß deshalb auch den Sinn dafür haben, das Neue im Leben zu erkennen. Denn Zukunft ist ja nicht, was erst in

der Ferne beginnt. Die Keime bestehen schon hier und heute. Und schließlich gehört schöpferische Phantasie dazu. Lenin hat davon gesprochen, daß man verstehen müsse zu träumen. Natürlich ist das nicht zu verwechseln mit Spintisieren. Aber der Prognostiker muß die Fähigkeit haben, auf der Grundlage solider wissenschaftlicher Kenntnisse sich die Zukunft vorzustellen. Wenn wir bestimmte Konzeptionen über das Leben in den Siedlungszentren ausarbeiten, dann kann ich nicht nur mathematische Formeln und Schemata haben, ich muß mir die Menschen und ihre Umwelt plastisch vorstellen können. Wie ich mir eine sozialistische Stadt vorstelle? Kommen wir noch einmal auf den Schreibtisch zurück. Jeder wird auch in Zukunft weiterlernen müssen, aber nicht jede Familie wird eine umfassende Bibliothek und ein Arbeitszimmer haben. Vielleicht wird es im Wohngebiet Räume geben, analog den Arbeitsräumen in den Bibliotheken, in denen man studieren kann und auch eine Handbibliothek vorfindet.

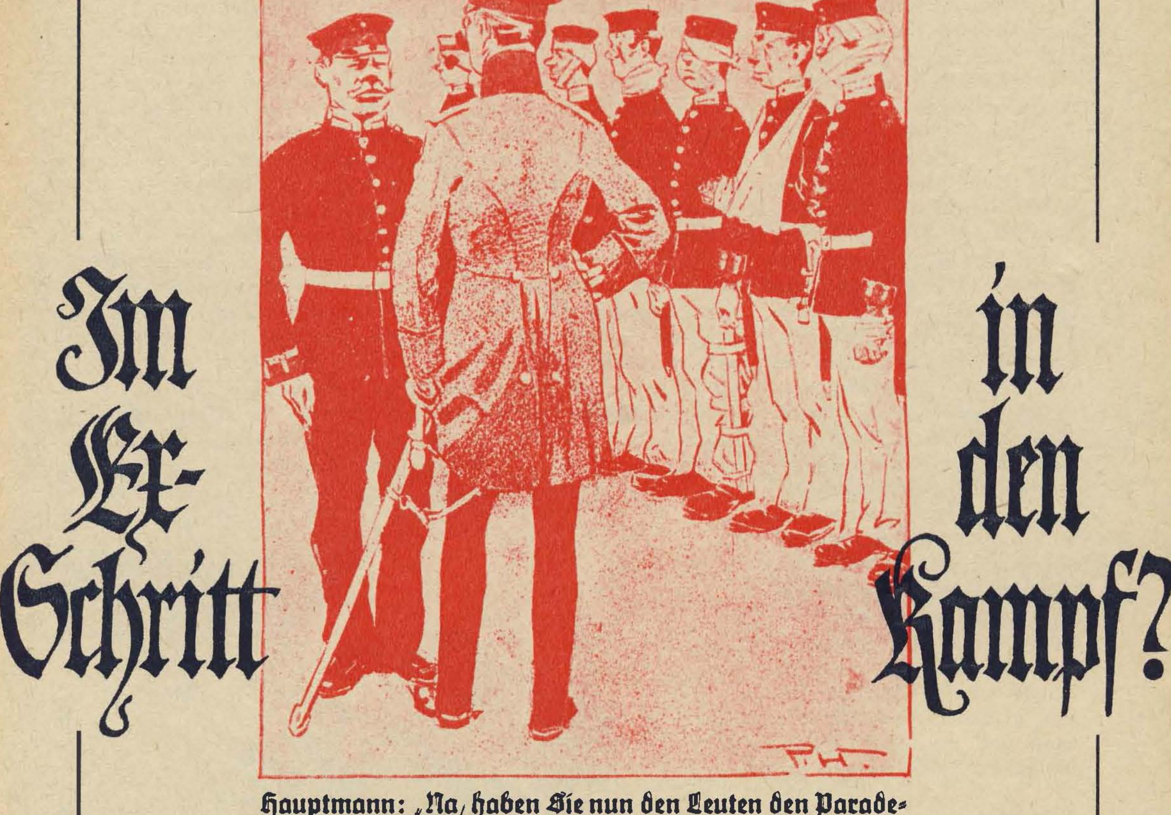
AR: *Und was wird im Jahre 2000 aus den Tabakpfeifen geworden sein? Auf Ihrem Schreibtisch liegen ja gleich 4.*
Ja, das ist so ein Problem mit der gesunden Lebensführung. Wahrscheinlich werden die Menschen einsichtiger werden und diese Form des Genusses einschränken. Aber es ist natürlich auch denkbar, daß Wissenschaftler einen noch raffinierteren Filter erfinden oder den Tabak besser aufbereiten lernen, so daß man dann in Ruhe seine Pfeife rauchen kann, ohne mit einem schlechten Gewissen auf persönliche Fragen von Armeejournalisten antworten zu müssen.

AR: *Wird es denn im Jahre 2000 noch welche geben? Oder, um auf den Kern der Frage zu kommen: Wird es dann noch sozialistische Armeen geben?*
Mit großer Wahrscheinlichkeit ja. Ohne Zweifel werden in den nächsten Jahrzehnten die revolutionären Kräfte auf der Welt weitere Erfolge erringen und den Imperialismus zurückdrängen. Aber wir können nicht davon ausgehen, daß er im Jahre 2000 bereits beseitigt ist. Und wir wissen aus der Geschichte, daß er immer bereit ist, die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik zu militärischen, aggressiven Zwecken zu benutzen. Die Imperialisten müssen deshalb auch in Zukunft zu jeder Stunde wissen, daß ein Krieg gegen die sozialistische Militärkoalition sie Kopf und Kragen kostet.

AR: *Wird es im Jahre 2000 noch eine marxistisch-leninistische Partei geben, unseren Kampfbund Gleichgesinnter?*
Alle Erfahrungen haben doch gezeigt, daß ohne eine solche Partei keine Erfolge errungen werden können. Nur sie vermag doch alle Kräfte des Volkes zusammenzufassen und auf die entscheidenden Aufgaben zu lenken. Immer wird es auch neue Aufgaben, neue Probleme geben, die wissenschaftlich zu durchdenken sind und für die neue Antworten gegeben werden müssen. Und dazu wird eben auch im Jahre 2000 die Partei notwendig sein, der Kampfbund Gleichgesinnter, der in sich die selbstlosesten, einsatzbereitesten, fähigsten Kräfte vereint.



Im Ex-Schritt in den Kampf?



Hauptmann: „Na, haben Sie nun den Leuten den Parademarsch eingebleut?'
Unteroffizier: „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Und wie!"

Exerzieren.
Das Wort hat einen unangenehmen Beigeschmack. Aus alter Zeit. Unwillkürlich denkt man an gnadenlosen Kasernenhofdrill, schikanöse Schleiferei, stupides Griffekloppen und an das „Heiligtum" Ex-Platz (Überqueren verboten!). Namen und Situationen kommen einem in den Sinn: Unteroffizier Himmelstoß und Sergeant Waurich, Szenen wie die auf unseren Karikaturen.
Exerzieren.
Das Wort kommt aus dem Lateinischen, heißt ganz schlicht und einfach „üben". Daß ganzen Soldatengenerationen übel wurde beim Gedanken an diese wichtigste Vokabel aus Preußens Gloria, liegt daran, was dort geübt wurde: Die Entmenschlichung des Menschen.
Exerzieren.
Das Wort findet sich auch heute noch: In der Exerziervorschrift und der nach ihr sich vollziehenden Exerzierausbildung. Folglich hallen auch heute noch die Exerzierkommandos der Unteroffiziere über den Ex-Platz. Im Exerzierschritt wird paradiert und von militärischen Formationen die Ehrenbezeigung erwiesen. Jedoch: In den Kampf geht's im Ex-Schritt nicht.
„Wozu dann also noch diese Stupiditäten?", fragt Schüler Heino Köppe mit provokantem Ton. „Aus der AR weiß ich, daß in der Armee viel vom kampfbezogenen Denken und Handeln gesprochen wird. Was hat das Exerzieren damit zu tun? Ist es nicht historisch überholt?"
Interessante Fragen.
Gewiß, eine der beliebtesten Ausbildungsarten ist das Exerzieren nicht gerade. Flieger Ralf Wißfeld empfindet es sogar „recht be-

drückend". Auch Soldat Kurt Ohmenzetter ist alles andere „denn begeistert", liest er etwas von der DV 10/1 auf dem Dienstplan; andererseits erkennt er aber „die Notwendigkeit an, zu marschieren, bestimmte Griffe, Wendungen und Bewegungsarten exerziermäßig zu lernen".

„Das trifft ganz besonders zu, wenn man neu zur Armee kommt", meint Gefreiter Jochen Rosenau. „Denn zum Soldatsein gehört auch das entsprechende militärische Auftreten. Mit dem guten Willen allein ist da wenig getan. Das muß auch gelernt und geübt werden." Stabsmatrose Bodo Krüger stimmt ihm zu: „Als ich den Soldaten noch vom Straßenrand aus zugesehen habe, habe ich mich jedesmal geärgert, wenn eine Kolonne kam, die aussah, als würden lauter olle Opas marschieren – latschend, ohne Seitenrichtung, die Waffen hin- und herschlenkernd. Wenn mir heute die Ex-Ausbildung mal sauer wird, denke ich immer daran. Das hilft."

Auf einen anderen Aspekt macht Funker Wolf Salminkeit aufmerksam, gleichfalls am Beispiel des Fußmarsches: „Ich finde, daß man in einer Truppe, die schlecht marschiert und sich nur so dahinschleppt, viel schneller müde wird und die Lust verliert. Wo es straff und diszipliniert zugeht und zügig marschiert wird, ist das ganz anders. Man hält länger durch. Irgendwie fühlt man sich auch enger miteinander verbunden. Die Geschlossenheit der Truppe gibt einem Kraft, Sicherheit und mehr Mut. Es ist eben etwas da, woran man sich – bildlich gesprochen – festhalten kann. Und aufrichten, wenn man mal durchhängt! Deswegen finde ich es ganz in Ordnung, daß exerziert wird und daß man großen Wert auf das geschlossene Handeln aller legt."

Jedoch, mit der Grundstellung, dem Links- und Rechtsum, der Ehrenbezeigung und Blickwendung, dem Exerzier- und Gleichschritt ist es nicht getan. Das Feld des Exerzierens geht über den Ex-Platz hinaus auf das Gefechtsfeld, wo es noch einen Beinamen erhält und nunmehr Gefechtsexerzieren heißt. Laut Militärlexikon „eine Form der Gefechtsausbildung, die das Ziel hat, die exakte Durchführung von Gefechtshandlungen zu lehren, zu üben und dabei die Geschlossenheit der Einheiten zu erreichen".

Und was wird hier geübt? „Normgerechtes Anlegen der Schutzausrüstung", weiß Obermatrose Jens Gerlach zu berichten. „Entfernungsschätzen, Orientierung im Gelände", meint Pionier Henry Ebert. „Auf- und absitzen vom Panzer, Handlungen bei Gasalarm, Auswechseln von Kettengliedern", nennt Unteroffizier Karl-

Die aktuelle Umfrage

Unteroffizier:
„Du Dammelskopp Du, in 'n Kasten fliegst De 48 Stunden; hab' ich Dir nich gesagt, Du sollst aufpassen, daß kein Mensch übers Feld jeht und da läßt Du mir jleich fünf Mannschaften auf 'n mal durch!"
Soldat:
„Befehlen Herr Unteroffizier, waren sich doch keine Menschen nich, waren sich bloß fünf Rekruten von die 4. Kompagnie."



heinz Drewicke als Beispiele vom Panzerexerzieren. „Die Bewegungen auf dem Gefechtsfeld", antwortet Soldat Günter Manthey. „Also hinlegen, aufstehen, kriechen gleiten usw." „Für den Uneingeweihten mag es zunächst sehr formal klingen, wenn er hört, daß z. B. das Hinlegen in 8 Phasen erfolgt und auch dementsprechend exerziermäßig gelehrt wird", wirft Leutnant Harald Ensko ein. „Manche Genossen hielten es anfangs für übertrieben und sprachen von Männerulk, wenn wir die einzelnen Phasen im Zeitlupentempo übten. Später aber, wenn es bei taktischen Übungen darauf ankam, sich schnell, sicher und gedeckt im Gelände zu bewegen, dabei das Feuer zu führen und die Übersicht zu behalten, da wurde vielen klar, daß das ‚pedantische' Gefechtsexerzieren doch seinen Sinn hatte. Sie merkten nämlich, daß das, was ihnen vorher umständlich und formal erschienen war, die rationellste Form der Bewegungen unter Kampfbedingungen ist."
Nicht ohne Grund gibt es, um mit Friedrich Engels zu sprechen, „für die Ausführung jeder Bewegung eine bestimmte feststehende Form". „Im Reglement vorgeschrieben", ist es nämlich jene Form, „durch welche das angestrebte Ziel in kürzester Zeit mit dem größten Nutzen für alle Beteiligten und deshalb mit einem Höchstmaß an Ordnung erreicht werden kann". Und diese Erkenntnis hat auch in der modernen Armee nichts an Bedeutung verloren. Denn „in dem Maße", betont Generalleutnant Siegfried Weiß, „wie wir uns gerade auf jene Handlungen, Tätigkeiten und Situationen vorbereiten, die im modernen Gefecht typisch sein werden, diese immer wieder üben und trainieren, wächst – gepaart mit einem festen Klassenstandpunkt und hoher Siegeszuversicht – unsere Kraft, unsere Bereitschaft, unsere militärische Macht. Der klügste und theoretisch noch so hervorragend gebildete Soldat nützt uns wenig, wenn er nicht in der Lage ist, jene typischen Handlungen und Tätigkeiten gewissermaßen im Schlafe auszuführen, die ständig wiederkehren."
Das unter diesem Gesichtspunkt auf dem Kasernenhof wie auf dem Gefechtsfeld betriebene Exerzieren ist also weder Pedanterie noch „tötet es das Denken ab", wie der Schüler Martin Eggers meint. Soldat Alfons Brederick meldet deshalb Protest an: „Ganz im Gegenteil. Das, was sich in jeder Situation wiederholt, muß in Fleisch und Blut übergehen. Jeder Handgriff, jede Bewegung muß ganz mechanisch kommen. Erst dann habe ich den Blick frei für die Vorgänge jeder Situation. Erst dann kann ich mich voll darauf einstellen, sie beurteilen, einen Entschluß fassen." Unteroffiziersschüler Günter Uwiera verweist dazu nochmals auf die Bewegungen im Gefecht. „Wie bei den Kriminalisten gilt hier die Regel der fünf W:. Warum, wohin, auf welchem Weg, wie und wann will ich die – ja stets der Beobachtung und Waffenwirkung des Gegners ausgesetzte – Bewegung machen? Von meiner richtigen Entscheidung, der eine in aller Schnelle vorzunehmende Analyse der konkreten Lage vorausgehen muß, hängt der Erfolg meines Handelns ab. Im Krieg sogar mein Leben. Aufstehen, Sprung, Hinlegen, in Deckung gehen – das alles muß vom Bewegungsablauf her sitzen. Da darf es kein Überlegen mehr geben: Wie muß ich denn nun die Waffe halten, wie rolle ich mich am geschicktesten ab, wie komme ich am schnellsten hoch usw. Das muß einfach vom Exerzieren her sitzen, damit ich mich wirklich auf die Entscheidungen konzentrieren kann, die vor mir stehen. Kurzum: Das exerziermäßige Üben der genannten Elemente und anderer, wie etwa in der Schutzausbildung, schafft eigentlich erst die Voraussetzungen für eine konstruktive Denkarbeit in der konkreten Gefechtssituation."
Denn es ist eine alte Erfahrung: „Ein Soldat, der erst sein Gedächtnis oder seinen Verstand durchkramen muß, um herauszufinden, welche Handlung das gegebene Kommando von ihm verlangt, wird... mehr Schaden als Nutzen bringen." Mit diesem Satz von Friedrich Engels ist zugleich Wesen und Ziel des Exerzierens umrissen.
Und im übrigen: Wenn auch Soldat Rudi Leifke einen „ausgesprochenen Horror" vor allem hat, „was nach Ex riecht", so dienen eben auch die hier skizzierten Formen des Exerzierens gerade dazu, ihn für die Anforderungen eines modernen Krieges zu wappnen. Auf daß er sich nicht schrecken läßt von seinem Schrecken. Auf daß er den Dingen nicht hilflos, sondern psychisch und physisch vorbereitet gegenübersteht. Auf daß er im Gefecht nicht in Panik verfällt, sondern weiß, wie er sich in bestimmten Situationen zu verhalten hat und ihnen mit kühlem Kopf zu begegnen vermag. Und in diesem Sinn kann man getrost auch davon sprechen, daß es in vielen Details exerziermäßig in den Kampf geht. Je fundierter die beim Exerzieren erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten sind, desto organisierter und disziplinierter, desto geschlossener und initiativreicher wird jeder Soldat kämpfen können. *K.H. Freitag*



Und das war IM OKTOBER, *im siebziger Jahr*

Aus dem Manövertagebuch des Brandenburger Armeesingeklubs, nachgezeichnet von Major Walter Flegel

Da habe ich, der Gefreite Kotzur, mich schön breitschlagen lassen! Also gut, ich werde das Tagebuch führen! Aber nur das Wichtigste schreibe ich auf!
Hätte ich nur nicht! Da sitz ich und grüble. Was ist denn nun wichtig an unserem ersten Tag? Daß wir am Manöver Waffenbrüderschaft teilnehmen, aber nicht mit unseren Panzern und Waffen, sondern mit unseren Liedern? Das ist mal 'was anderes, aber wichtig? Daß wir unseren ersten Auftritt hinter uns haben, vor etwa 120 zukünftigen Kindergärtnerinnen? Interessant, die Mädchen auch, aber wichtig? Was haben die Mädchen mit dem Manöver zu tun, und was mit uns?
Wie sie saßen und lachten und klatschten! Nichts Besonderes daran. Aber wir haben keine Schlager gesungen, sondern Soldatenlieder, davon, wie Soldaten kämpfen und wofür. Vielleicht hat das doch Bedeutung! Auch für die Kinder. Ich hab' auch zwei.

DRITTER TAG.

Auftritt in einem sowjetischen Truppenlager. Vierzig Minuten Programm vor etwa 500 Zuschauern.
Was würde ich über den heutigen Tag erzählen, wenn mich jemand auf der Stube oder zu Hause nach ihm fragte?
Ich würde erzählen, daß wir uns zweimal verfuhren, daß wir auf Panzerstrecken gerieten und schließlich in einer sandigen Kuhle stekken blieben, daß wir gegen den Sand wie die Wilden schufteten und der Bus trotzdem immer tiefer sackte. Alles nichts Besonderes. Habe ich in den achtzehn Monaten ein paar Mal erlebt. Aber nie hab' ich erlebt, daß alle ruhig blieben, beinahe heiter, keiner meckerte, niemand suchte nach einem Schuldigen, obwohl die Zeit des Auftritts immer näher rückte. Keiner von uns wußte genau, wo wir uns befanden und wie weit es bis zu unserem Bestimmungsort war, eine Karte besaßen wir nicht.
An einem Übungsplatz befanden wir uns, etwa zwanzig Kilometer vom Ziel entfernt. Ein sowjetischer Oberleutnant sagte es uns, Diensthabender auf dem Platz. Streng und still war er. Als er verstanden hatte, wer wir waren, ließ er uns durch seinen SIL aus dem Loch ziehen und lotste uns bis nahe an unseren Bestimmungsort heran. Das einzige, was er unterwegs sagte, war: „Rechts, links". Wir schwiegen. Wir hatten ihm Zeit gestohlen. Umstände gemacht. Erst als er ausstieg, sprach er: „Alles Gute, und viel Erfolg, Genossen".
Und ich würde erzählen, daß wir zu spät kamen. Aber nicht zu spät. Bei unseren Freunden kommt man nie zu spät. Eine Filmveranstaltung hatte wegen eines Schadens an der Apparatur ausfallen müssen, und der Platz war schon leer. Aber nicht länger als fünf Minuten. Wir hatten die Instrumente noch nicht aus-

gepackt, da saßen vor uns unter der Freilichtbühne schon ein paar hundert sowjetische Soldaten. Im Dunkeln sahen wir nur ihre Gesichter. Und wir sangen, ohne Mikrofon, auf einer dämmrigen Bühne unsere Soldatenlieder, Volkslieder und Chansons. Auch zwei russische Lieder. Da capo! Und dann: Unsere Freunde umringten uns, schlugen uns ihre Fäuste auf die Schultern, fragten uns aus. Unterfeldwebel Köpp sprach im reinsten russisch: „Nun, Tawaritschi, da Paffki, Paffki!" Und er hielt ihnen seine Zigaretten hin, erhielt mehr zurück als er angeboten hatte. Das alles würde ich erzählen. Vielleicht würde ich auch erzählen, daß der LO-Bus die Strapazen schlecht überstanden hatte und unser Kraftfahrer, ein Mecklenburger und die Ruhe und Sicherheit in Person, über zwei Stunden bastelte. Dabei riefen ihm bestimmt zehn Mann über die Schultern Ratschläge zu. Gut, daß „Örni" die deutschen überhörte und die russischen nicht verstand, sonst wäre aus unserem Bus noch ein Panzer geworden.
Aber er fährt. Und alle singen, pausenlos, obwohl der Tag lang und hart war, und morgen geht es früh wieder los.

FÜNFTER TAG.

Tag der Republik einmal anders. Auf einem Sportplatz eröffnen wir „Hans-Beimler-Wettkämpfe". Fahnenappell, Schwur der FDJler, dann singen wir. Das Manöverlied, das Lied von der Wolokolamsker Chaussee, das Spanienlied. Da singen alle mit, die Schüler, die Lehrer, die Eltern und Gäste. Vielleicht brauche ich nicht aufzuschreiben, daß wir außer dem Beifall noch Blumen und Geschenke erhalten. Das ist so üblich. Ich weiß nicht mal, ob wichtig ist, was ich empfinde und denke, weil ich nicht weiß, wie die anderen denken. Sie sehen sich die Geschenke an, Zeichnungen, Basteleien aus Wolle und Bast, Wanderhefte für die Umgebung der Stadt, die sie nie benutzen werden, weil kaum einer jemals wieder hier her kommt. Sie lesen einander die Adressen vor, die Schülerinnen und Schüler auf die Geschenke geschrieben haben. Adressen und ein paar Durchschnittsnoten. Rechenschaft und Versprechen zugleich.
Gestern, als wir den Auftrag erhielten, hier zu singen, sagte einer: „Wieder am Rande der





großen Ereignisse". Keiner widersprach. Doch jetzt spricht keiner mehr davon. Wo ist bei solch einem riesigen Manöver Rand oder Zentrum? Ich habe mich bisher immer mitten drin gefühlt. Ob es beim Erntefest war, gestern bei einem Platzkonzert oder am ersten Tag vor den Kindergärtnerinnen. Wir und unsere Lieder sind für die Menschen ein Stück Manöver. Wir bringen sie dem Manöver ein Stück näher. Und überall und immer habe ich die Achtung, das Interesse und die Hilfsbereitschaft der Menschen gespürt. Und es gibt Lieder, da springt etwas über, das ist nur da, wenn Publikum da ist. Ein Gefühl... schwer zu benennen. Zum Beispiel, wenn wir „Die Wolokolamsker Chaussee" singen, Refrain: „Wir ziehen in den Kampf nicht um zu sterben, nur der Tod der Feinde ist gerecht. Wer das Leben bedroht, der zieht in den Tod. Das Leben schickt uns ins Gefecht." Dabei ist eine Einmütigkeit in der Gruppe, wie ich sie sonst nicht spüre, eine Entschlossenheit, mit der ich vor keinem Gefecht Furcht hätte. Und das müssen die Zuschauer jedesmal fühlen. Da sind ihre Gesichter immer ernst und nachdenklich, und sie blicken uns an, wie uns höchstens die Frauen ansehen, wenn wir wieder von zu Hause wegfahren, oder die Mutter sieht einen so an. Mach's gut, und komm gut wieder. Da entsteht immer etwas zwischen uns, was ich nicht benennen kann. Aber es ist etwas ganz Wichtiges, ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit allen, die singen und zuhören, auf das man sich, glaub' ich, sehr verlassen kann. Das hab' ich sogar beim Schuster gespürt, der meine abgerissene Stiefelsohle sofort festnagelte, und in den Geschäften und Gaststätten haben es alle von uns schon gefühlt, wenn sie sofort bedient wurden, obwohl der Laden voll war. Und wegen alledem habe ich mich nie am Rande gefühlt. Und keiner von uns spricht mehr davon. Ist das nicht wichtig?

SECHSTER TAG.

Truppenlager der polnischen Volksarmee. Dreißig Minuten Programm, dreihundert Zuhörer. Unwichtig. Das Besondere dieses Abends liegt in den drei ‚B'.

1. Bereitschaft.

Mit der polnischen Volksarmee hatte von uns bisher keiner zu tun. Vom Hörensagen kannten wir sie, aus Filmen und Büchern. Zum ersten Male reichen wir ihr die Hände, rauchen ihre Zigaretten, radebrechen und lachen mit ihr, bewundern ihren Zweifingergruß, ihre Disziplin und Ordnung und ihre Achtung für uns. Keinen Augenblick sind wir uns fremd. Freunde, die bereit sind zu dem, was wir singen: „Wir haben in Warschau beschlossen: Keine Chance dem Feind!"

2. Bestenabzeichen.

Nach dem letzten Beifall danken sie uns. Auf eine besondere Art. Und da begreif' ich auf einmal, warum sie unseren künstlerischen Leiter, Gefreiten Witte, vorhin so dringend brauchten und solange ausfragten. Sie wollen schon genau wissen, wem sie ihr Bestenabzeichen überreichen. Das wird wohl auch in der polnischen Volksarmee nicht mit dem Kochgeschirr verteilt.

3. Brot.

Dieses selbstgebackene Lagerbrot ist unser Bestenabzeichen wert, wenn nicht gar eine Verdienstmedaille. Beschreiben kann ich es nicht. Das muß man gegessen haben, um zu wissen, was Brot heißt. Das Beste ist, wir vergessen dieses Brot schnell wieder, sonst schnüren uns später in unserem Speisesaal, angesichts unseres Brotes, Mitleid und Ergriffenheit die Kehle zu. Und was kann das Brot schon dafür. Es wird nur gebacken.

ACHTER TAG.

Wir sind Gäste im EKO. Ein Werkgelände, das so groß sein muß wie ganz Eisenhüttenstadt. Genosse Jordan, Kommunist, ehemaliger KZ-Häftling, führt uns durchs Werk. ‚Jungs', sagt er zu uns und erzählt, daß vor zwanzig Jahren hier nur Sand und Kiefern waren, und wo heute das Bandstahlkombinat produziert, war vor sechs Jahren noch eine Baugrube. Wie wir im polnischen Truppenlager erfuhren, was Brot ist, erfahren wir hier, was sozialistische Großproduktion und Tempo sind, was Weltniveau bedeutet. Das erfahren mit uns und nach uns Genossen der polnischen, der ungarischen, der tschechoslowakischen und Sowjetarmee. Wir stehen an Maschinen, wo nur Lehrlinge arbeiten. Konzentriert und ruhig beobachten sie die Arbeit der Maschine über den Monitor, rufen sich hin und wieder Kommandos zu. Konzentration wie bei unseren Richtschützen, wie bei den Funkern, wenn sie hören und geben. Wir staunen, fragen, loben, fühlen uns gar nicht am Rande. Dieses Werk gehört zum Manöver wie jedes Truppenlager, wie wir und unsere Lieder. Um solche Werke geht es ja im Manöver, um den im NAW geschaffenen Sportplatz, den Marktplatz, um die Kindergärtnerinnen.
Wir werden singen. Gern singen wir hier vor den Lehrlingen. Im Speisesaal der Betriebsberufsschule, während der Mittagspause vor etwa zweihundert Lehrlingen. Und hier, gerade hier, erleben wir die erste Enttäuschung. So konzentriert sie an den Maschinen waren, so laut sind sie hier. Sie reden und lachen und rennen herum. Wir singen uns heiser und brechen schließlich ab. Zwecklos. Wir haben heute noch zwei Auftritte und in den kommenden Tagen noch viele. Tabletten und Tropfen in meiner Sanitasche werden kaum ausreichen, die Stimmen wieder hinzukriegen. Schade. Niedergeschlagen gehen wir. Ärgerlich über den Lärm und vor allem über jene Verantwortlichen, die den Zeitpunkt schlecht gewählt hatten, die unsere Lieder, die Kultur und Ideologie, wie ein bißchen Garnierung zum Mittagessen aufgefaßt haben. Petersilie oder Salat, den nicht essen braucht, wer nicht essen will. Dabei sind Vitamine so wichtig. Obwohl wir nichts dafür können, fühlen wir uns, als hätten wir alle eine Fahrkarte geschossen.

ELFTER TAG.

Manöverball in Guben, Chemiefaserkombinat, 600 Gäste, sowjetische Soldaten, Angehörige der NVA, des Werkes und Bürger der Stadt. Von den letzteren kennen uns welche. Wir waren





Illustrationen: Hans Räde

vor einigen Tagen hier und sangen bei der Festveranstaltung zum Tag der Republik. „Singt ihr heute wieder so dufte?“ fragen uns viele.
„Ja, wir singen wieder“. Aber ganz glücklich sind wir bei dieser Antwort nicht. Wir haben nicht aufgepaßt, haben uns die Initiative nehmen lassen. Die „Deutsche Konzert- und Gastspieldirektion“ kam, sah und siegte. Die Collins und Petra Böttcher eröffnen den Manöverball. Wir singen später, wenn unsere starken Lieder nicht mehr möglich sind. Wer will schon, wenn Schlager gesungen worden sind, das Manöverlied singen, oder gar das von der „Wolokolamsker Chaussee“. Unsere Schuld, Soldaten sollten sich nicht so rasch in die Defensive drängen lassen. Nichts gegen die Schlager und ihre Sänger. Nichts gegen sie, aber alles zu seiner Zeit. Aber etwas, sogar viel gegen ein Lied, in dem von der Musik die Rede ist, der Musik, die international sei. Das ist ein Stiefel, den wir in unserem Klub bis auf die Brandsohle abgelatscht haben, und keiner bringt ihn mehr zum Schuster. Da ist uns der staubigste und älteste Stiefel unseres Repertoires lieber. Wir singen unsere Lieder erst, wenn jeder von uns weiß, was er singt, für wen er singt. Das ist uns wichtig. Darüber reden wir auch während des Manövers, auf unseren stundenlangen Fahrten von einem Truppenlager zum anderen, vom Meeting eines Panzertruppenteils der NVA mit Günter Jahn zum Auftritt vor Schülern der ersten Klasse, die Junge Pioniere werden.

VIERZEHNTER TAG.

Freundschaftsmarsch. Eisenhüttenstadt empfängt Truppenteile, die, aus dem Manöver kommend, den Heimweg antreten. Ganz Eisenhüttenstadt scheint auf den Beinen zu sein. Wir stehen vorm „Friedrich-Wolf-Theater“ und singen, bis die Marschkolonnen eintreffen. Keiner von uns hat bisher so einen Freundschaftsmarsch miterlebt. Die Schützenpanzerwagen der Sowjetarmee, die Kanonen unserer Artilleristen und die Fahrzeuge einer Einheit der Bereitschaftspolizei wirken wie Blumenwagen. Kaum stehen die Kolonnen nebeneinander, sind die Fahrzeuge von Kindern erobert. Alles ist fröhlich, laut und bunt, ausgelassen. Darüber sollten wir ein Lied schreiben, über den Marsch der Freundschaft, Abschluß und Höhepunkt des Manövers, ein helles, fröhliches Lied. Wir sollten es versuchen.
Freundschaftsmarsch. Mir scheint, die ver-



gangenen vierzehn Tage marschieren an uns vorüber, alle unsere Lieder, vom Manöverlied bis zum „Kronenwirt". Alle Auftritte fallen mir wieder ein. Und mir ist, als ob sich aller Beifall, den wir in den vierzehn Tagen hatten, hier auf der Straße zusammengeballt hat. Aber es ist nicht unser Beifall. Er gilt den Genossen und Waffenbrüdern auf der Straße, die winkend und lachend an uns vorüberfahren. Und wir klatschen und winken mit.

Viel haben wir gesehen und erlebt. Wichtiges und Nebensächliches. Das Wichtigste aber ist, daß unser Singeklub eine große bedeutende Aufgabe erfolgreich erfüllt hat.

Vor fünf Monaten hätten wir das noch nicht vermocht. Wir waren nicht gut, hatten die Lücken nicht rechtzeitig geschlossen, die der Weggang einiger Genossen gerissen hatte; uneinig waren wir, einseitig, hatten wegen alledem unser Ziel, die Werkstattwoche der FDJ-Singeklubs in Brandenburg mitzumachen, nicht erreicht. Nach dieser Niederlage aber haben wir gearbeitet.

Und gestern sagte Uwe Weißenborn: „Diese Tournee war mein schönstes Erlebnis in der Armee. Und einen besseren Abschluß meines Dienstes konnte es gar nicht geben".

Ich habe ihm zugestimmt. Auch die anderen aus unserem Klub, deren Dienstzeit zu Ende geht. An vieles werden wir denken, am meisten aber an den Singeklub, und vor allem sicher an diese Tage des Manövers. Dreiundzwanzigmal ist der Klub während dieser Zeit aufgetreten vor etwa elfeinhalbtausend Zuschauern. Das ist Rekord. Zahlen sind unbestechlich, ich weiß. Aber ich habe begriffen, daß sie am Wichtigen oft vorbeiberichten. Darum habe ich mehr aufgeschrieben, als ich eigentlich wollte.

Wie wir nach Redaktionsschluß erfuhren, wurden die Genossen des Brandenburger Armeesingeklubs für ihre hervorragenden Leistungen während des Manövers „Waffenbrüderschaft" mit der Medaille für Verdienste um das künstlerische Volksschaffen ausgezeichnet, wozu wir herzlich gratulieren.
Die Redaktion.



Elektronische Fäden in den Kosmos

Von
**HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen
Gesellschaft**

Vom „count down" bis zur glücklichen Landung des Kosmonauten regeln und steuern tausend geübte Hände das raumfahrttechnische Unternehmen. Über weitreichende Antennensysteme für die Sende- und Empfangsanlagen jagen Befehle, Meßdaten und Steuerkommandos in den Raum. Kosmonauten oder Geräte reagieren auf jedes Signal.

Die Koordinierung aller Funktionen und Aufgaben fällt in den Arbeitsbereich des auf der Erde verbleibenden Flugkontroll- oder Flugleitzentrums, das für den Ablauf des Unternehmens sozusagen die Dispatcherzentrale darstellt. Im einfachsten Fall, wenn das raumflugtechnische Verhalten des Raumflugkörpers nach Abtrennung vom Trägersystem nicht beeinflußt werden soll, wenn nur wissenschaftliche und technische Datenrückmeldungen vorgesehen sind, spricht man von Flugkontrolle. Sollen zusätzlich mögliche Beeinflussungen vorgenommen werden, setzt die Flugsteuerung ein. Das ist bei fliegenden Geräten – ebenso wie die Datenübertragung aus dem Raumflugkörper – selbstverständlich nur über funktechnische Mittel möglich.

Zu den Hauptaufgaben eines Kontroll- und Leitzentrums für Raumflüge gehört zuerst die laufende Bestimmung der Bahnwerte des Raumflugkörpers. Hinzu kommt, daß alle Änderungen der Bahnparameter festgestellt werden müssen, die durch die verschiedensten Störeinflüsse (Gravitationsanomalien, Hochatmosphäre u. a.) auftreten. Daraus leitet man dann die Zielverfolgungsdaten für die optischen und funktechnischen Geräte ab, die zum oftmals weitverzweigten Netz von Bodenstationen zur Bahnvermessung, Datenaufnahme Betriebsdaten für den Landevorgang ausarbeiten, die notwendigen Steuerungsinformationen an den Raumflugkörper übertragen und danach den Ablauf bis zur Bergung kontrollieren. Das gilt sowohl für unbemannte als auch für bemannte Raumfluggeräte.

Zu den Besonderheiten der Flugsteuerung für bemannte Raumfahrzeuge macht Alexandrow in seinem schon erwähnten Artikel interessante Ausführungen. So ändern sich beim bemannten Raumflug wesentlich bzw. prinzipiell die Technologie und Organisation der Flugsteuerung, wobei sie die Autonomie des Raumfahrzeugs erhöhen. Die Erfahrungen bei den Flügen der Raumschiffe des Typs „Wostok", „Woschod" und besonders „Sojus", die Handsteuerung während des Flugs und bei der Landung, die Tätigkeiten der Astronauten der amerikanischen „Gemini"- und „Apollo"-Raumfahrzeuge – das alles hat bekräftigt, wieviel der Mensch im Weltraum zu leisten vermag. Es ist heute vollkommen klar, daß der Mensch nicht vollwertig durch EDV-Anlagen und automatische Vorrichtungen ersetzt werden kann. Den Besatzungen der Raumschiffe werden mitunter Aufgaben übertragen, zu deren Lösung zahlreiche, oft genug widerspruchsvolle Faktoren zu berücksichtigen sind, die sich nur schwer in die Sprache einer EDV-Anlage übersetzen lassen. Demzufolge ist eine gründlich durchdachte, wissenschaftlich fundierte Verteilung der Funktionen zwischen Mensch und technischer Anlage notwendig. Mensch und Technik müssen einander so ergänzen können, daß dieses „integrierte System" unter allen Bedingungen zuverlässig und effektiv eine maximale Flugsicherheit möglich macht. Wichtig



und Kommandoübertragung gehören. Weiterhin werden nach dem vorausberechneten Bahnverlauf die Zeitabschnitte bestimmt, die günstig für die Funkverbindungen mit dem Raumflugkörper sind. Selbstverständlich zählen noch eine ganze Reihe anderer Operationen dazu. Sie im einzelnen zu behandeln, ist an dieser Stelle unmöglich. Ohne den Einsatz von extrem schnellen Datenverarbeitungs- und Rechenanlagen sind diese Aufgaben nicht zu bewältigen, wobei hinzu kommt, daß bei anspruchsvollen Unternehmen meist mehrere der komplizierten Aufgaben gleichzeitig bearbeitet und oft in gegenseitiger Abhängigkeit gelöst werden müssen.

Die Datenübertragung aus einem Raumflugkörper kann bis zu mehreren Millionen Bit/s*) betragen. Allein schon die laufende Kontrolle des Betriebszustandes aller wichtigen Systeme eines Raumflugkörpers liefert eine wahre Informationslawine. Besonders groß ist die Zahl der Kontrolldaten natürlich bei allen bemannten Raumfluggeräten, weil hier zusätzlich noch der sehr aufwendige Apparat an Lebenserhaltungssystemen sowie die biologischen Funktionen der Raumfahrer sehr sorgfältig überwacht werden müssen. Nach Angaben von A. Alexandrow in der „Prawda" sind es bei den „Sojus"-Raumschiffen der Sowjetunion beispielsweise mehr als 900 technische Kontrollparameter, die ununterbrochen auszuwerten sind und von denen wiederum 300 als vorrangige operative Fernmeßinformationen gelten.

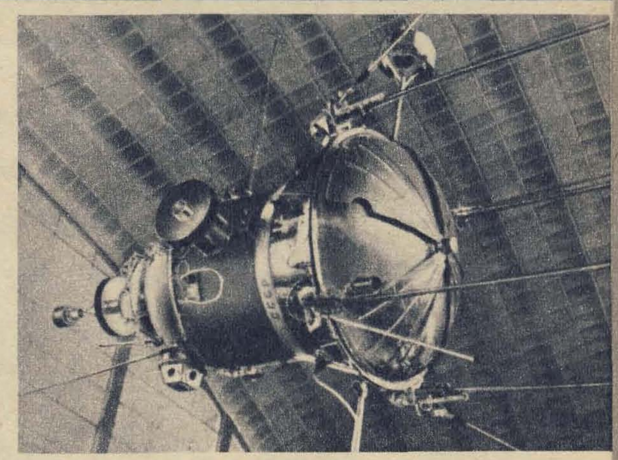
Die ständige Fernmeßanalyse und die daraus abgeleiteten Beurteilungen des augenblicklichen Betriebszustandes des Raumfluggerätes oder bestimmter Funktionsgruppen, Geräte usw. stellen somit eine der wichtigsten Aufgaben der Leitzentrale dar. Störungen müssen rechtzeitig erkannt, defekte oder verbrauchte Funktionselemente abgeschaltet und durch entsprechende Reservesysteme (Redundanzprinzip) ersetzt werden. Wenn das Unternehmen die Landung des Raumfluggerätes vorsieht, muß die Leitzentrale die genauen Bahnparameter und technischen für die Steuerung bemannter Raumfahrzeuge ist die strenge Koordinierung – besser Synchronisierung – zwischen der Tätigkeit der Kosmonauten und der Arbeit der Leitzentrale. Alle Handlungen an Bord des Raumfahrzeuges werden daher möglichst exakt in einen Zeitplan eingebaut und – bei Vorbehalt gewisser Korrekturen während des Fluges – mit den Funktionen am Boden abgestimmt. Jedes gestörte Zusammenwirken zwischen Besatzung und Bodenpersonal kann die Flugsteuerung komplizieren. Aufeinander eingespielte Teams erhöhen im Falle schneller Improvisationen bei Havarie („Apollo 13") die Sicherheitschancen des Unternehmens. Gerade in solchen Fällen spielt die Leitzentrale eine besondere – vielleicht sogar lebenswichtige – Rolle für die Raumfahrer. Eine genaue Analyse der unvorhergesehenen Situation an Hand der eingehenden Daten, möglicherweise ihre Simulation oder Modellierung auf der Erde, wird der Besatzung helfen, die heikle Situation zu meistern. Das trifft auch für den Fall einer Erkrankung im Raumfahrzeug zu. Darüber hinaus muß das Flugleitzentrum schließlich noch die Möglichkeit haben, um unter besonderen Umständen selbst die vollen Steuerungsfunktionen über alle für eine sichere Rückführung des Raumfahrzeuges wichtigen Systeme und Aggregate zu übernehmen.

Die Funktionen und die Struktur eines Flugleitsystems für Raumfahrtunternehmen – einschließlich der vielen Bodenmeßstationen und anderen „peripheren" Komplexe – zeigen, daß einige tausend Menschen an der Sicherung des Fluges eines bemannten Raumfahrzeuges beteiligt sind. Sicher wird man mit der Zeit immer mehr Aufgaben den Raumschiffbesatzungen übertragen und damit die Autonomie der Raumfahrzeuge vergrößern. Aber die entscheidenden Leitfunktionen werden auch in der Zukunft einer irdischen Flugleitzentrale vorbehalten bleiben.

---

*) 1 Bit = das einzelne Zeichen eines Binärcodes (O od. L)

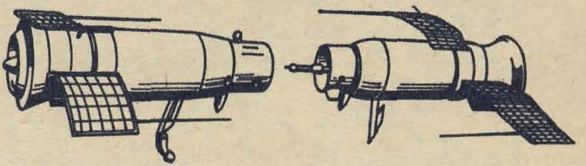
Kosmos (UdSSR)



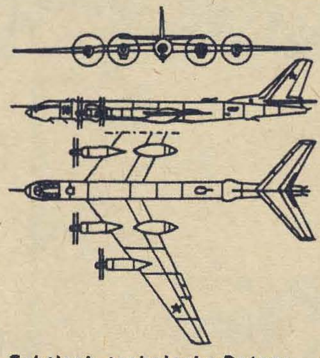
Technische Daten:

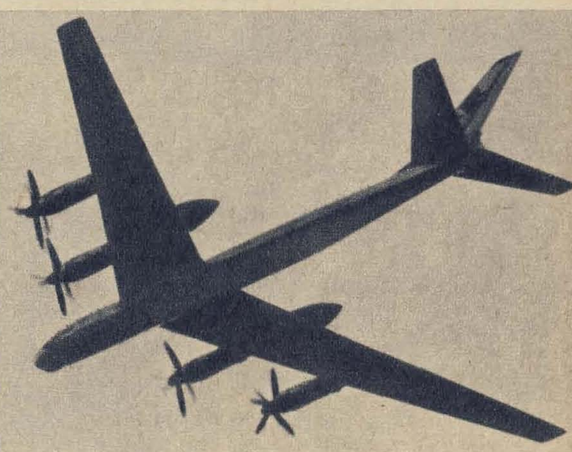
Verwendung:	Meßsatelliten, Testsatelliten, Raumschiffprototypen
Körperdurchmesser	1,1 ··· 3 m
Körperlänge	1,5 ··· 9 m
Umlaufmasse	400 ··· 6500 kg
durchschnittliche Bahndaten (abgerundet)	
Bahnneigung	49 ··· 62°
Umlaufzeit	66 min ··· 24'
Perigäum	150 ··· 450 km
Apogäum	200 ··· 40000 km
erster Start	16. 3. 1962
bisher gestartet	373 (Stand Okt. 1970)

Die Kosmos-Serie stellt ein komplexes Forschungs- und Erprobungsprogramm von bisher einmaligem Umfang dar. Innerhalb dieses am 16. 3. 1962 begonnenen Programms werden sowohl Grundlagenforschung betrieben als auch technische und technologische Erprobungen von Ausrüstungs-, Meß- und anderen Systemen sowie kompletter Satelliten und Raumschiffe, wie z. B. der Sojus-Raumschiffe, unternommen. (Foto zeigt Kosmos 149, Zeichnung Kosmos 186/188)



Fernbomber Tu-20 (UdSSR)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	51,10 m
Länge	49,50 m
Höhe	13,50 m
max. Startmasse	180000 kg
Höchstgeschw.	1000 km/h
Reichweite	15000 km (mit 12000 kg Bombenlast)
Triebwerke	Propellerturbinen NK-12 M, je 14750 PS
Bewaffnung	Konventionelle und nukleare Abwurfwaffen (30000 kg max.); 5 × 23-mm-Kanone
Besatzung	6 ··· 8 Mann

Die Tu-20 wurde aus der Tu-95 entwickelt und steht seit 1955 bei den sowjetischen Fernfliegerkräften in Dienst. Auch als Tank- und Transportflugzeug ist der Typ im Einsatz.

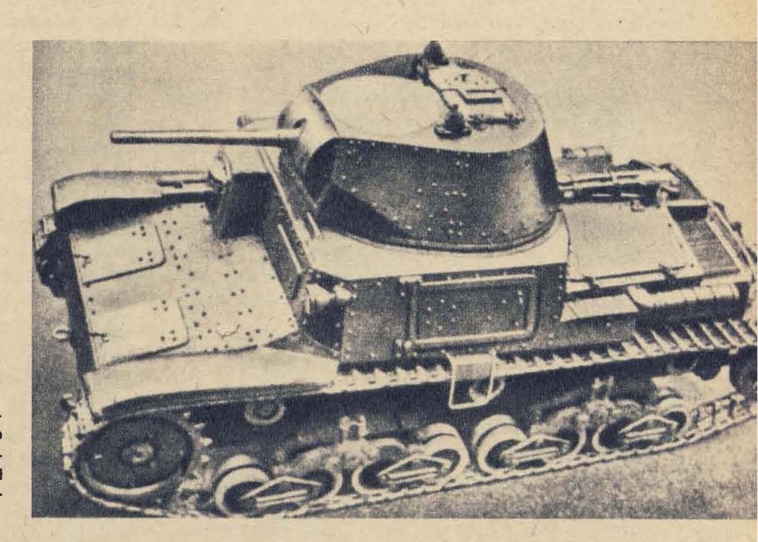
ARMEE-RUNDSCHAU 1/1971 | TYPENBLATT | PANZERFAHRZEUGE

Carro armato M 13/40 (Italien)

Taktisch-technische Daten:

Masse	14 t
Länge	4910 mm
Breite	2200 mm
Höhe	2370 mm
Höchstgeschw.	31 km/h
Panzerung	25 ··· 40 mm
Fahrbereich	200 km
Überschreitfähigkeit	2100 mm
Steigfähigkeit	40°
Watfähigkeit	1000 mm
Kletterfähigkeit	800 mm
Motor	Fiat-Diesel 8 T, 105 PS
Bewaffnung	1 Kanone 47 mm; 4 MG 8 mm
Besatzung	4 Mann

Die italienischen Panzer von Fiat-Ansaldo waren zu Beginn des zweiten Weltkrieges noch in sehr herkömmlicher Weise (Nieten) gefertigt und entsprachen nicht mehr den Anforderungen an moderne Panzer.



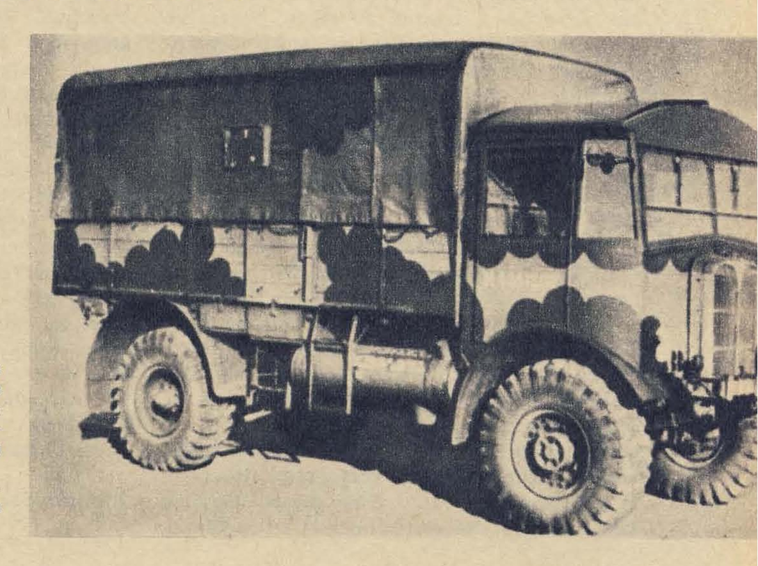
ARMEE-RUNDSCHAU 1/1971 | TYPENBLATT | FAHRZEUGE

LKW AEC Matador 0853/1939 (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	7264 kg
Länge	6325 mm
Breite	2400 mm
Höhe	3099 mm
Radstand	3848 mm
Motor	6-Zylinder-Diesel AEC 0853/Reihe
Hubraum	7580 cm³
Leistung	95 PS bei 1760 U/min
Antriebsformel	4 × 4
Bereifung	13.50-20

Dieses Fahrzeug wurde als mittleres Zugmittel der Artillerie im zweiten Weltkrieg verwendet. Weiterhin existierte noch eine Version als schweres Zugmittel. Insgesamt wurden 8612 „Matador" produziert.
Das Fahrzeug wurde auch mit Ottomotor und verändertem Fahrerhaus geliefert.



Teuflisches Dreieck

Fortsetzung von Seite 66

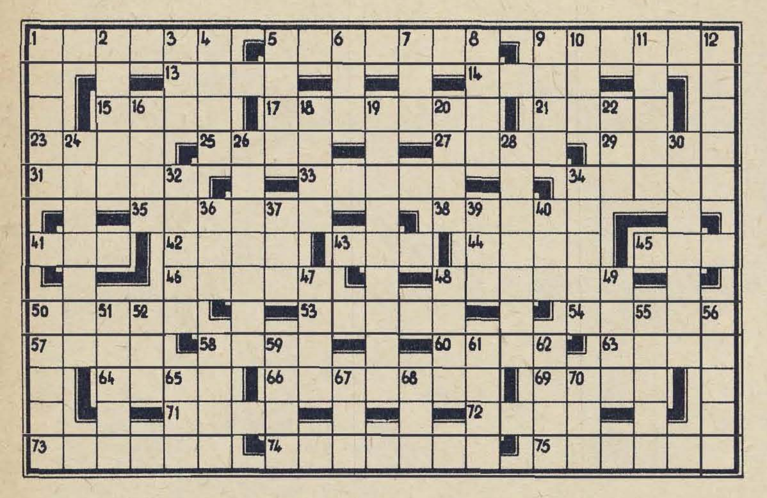
„Sie wollen mich wohl hereinlegen? Ich werde diese Aussage nicht unterschreiben..."
„Mag sein, daß Sie es nicht unterschreiben, aber leugnen können Sie es nicht, nicht wahr? Sie wollen ein Held der Widerstandsbewegung sein? Sie sind nichts anderes als ein billiger Verräter an der Sache Ihres Landes."
Seine blauen Augen funkelten vor Wut. „Wer hat mich verraten? Ich weiß, es war meine Frau!"
„Setzen Sie sich", sagte ich ruhig, „es war nicht Ihre Frau. Sie ist einem wertlosen Stück Abschaum treu. Zwei Dinge haben Sie verraten. Dieses kleine Buch ist das eine, und Sie selbst sind das andere." Ich tippte auf den Einband des deutschen Kriegstagebuches, das der Diensthabende gefunden hatte. „Sie wußten nicht, nicht wahr", fuhr ich fort, „daß Hauptmann pedantisch und sorglos zugleich war. Pedantisch genug, um genau aufzuschreiben, wieviel Geld er Ihnen jeweils gab, und sorglos genug, das Buch dazulassen, als er fortging. Egal, wir brauchten kaum diesen schriftlichen Beweis. Sie haben sich selbst verraten mit Ihrer plumpen Geschichte."
„Was meinen Sie damit?" polterte er. „Gerade das, was ich sage. Da waren Sie in der Druckerei umgeben von deutschen Posten, und doch hatten Sie Zeit, nach oben zu rennen und Ihrer Frau ein zärtliches Lebewohl zu sagen, bevor Sie verhaftet wurden. Die Gestapo warnt niemanden, den sie zu verhaften vorhat. Sie packt plötzlich zu. Nein, Sie arrangierten den Zeitpunkt Ihrer Verhaftung mit Sturmbannführer Hauptmann, nicht wahr? Weil der Boden für Sie zu heiß wurde, und früher oder später die Widerstandsbewegung dahinter gekommen wäre, wo die Informationen an die Deutschen durchsickerten. Sie haben offensichtlich auch noch nie eine Wunde gesehen, die von einer brennenden Zigarette oder Zigarre herrührt. Die Haut zieht sich zusammen, und das Narbengewebe ist faltig, nicht glatt wie bei Ihnen. Einige Gestapoleute werden Ihnen geholfen haben, die Narben nachzumachen, indem sie eine kleine Münze in eine schwache Säurelösung tauchten und sie mit einer Pinzette für einige Sekunden gegen Ihre Hand drückten. War es nicht so? Und dann dieses Märchen von dem Geld. Sie waren noch in Deutschland. Was war das für ein Geldtransport, der ausgerechnet holländische Guldenscheine geladen hatte? Zu dieser Zeit gab es ja schon gar keine deutschen Truppen mehr in Holland. Diese Guldenpakete kamen von Ihren deutschen Herren für geleistete Dienste."
Er grinste. „Was Sie sagen, kann wahr sein. Aber können Sie es beweisen? Wer wird dieser faulen Kiste Glauben schenken gegen die Aussage eines anerkannten Helden der Widerstandsbewegung wie mich?"
„Was ist mit dem Tagebuch Hauptmanns?" sagte ich und tippte auf das Notizbuch.
„Ich würde schwören, daß es fingiert ist und daß Hauptmann zwar versucht hat, mich anzuwerben, aber weil ich das abgelehnt habe, wie sich das für einen guten Holländer gehört, hat er aus Rache die Eintragungen konstruiert."
„Sie wissen auf alles eine Antwort", bemerkte ich, „aber was ich gesagt habe, ist wahr. Oder...?"
„Natürlich ist es so", sagte er mit einem schlauen Lächeln.

„Dann ist das mein Beweis", sagte ich. „Sie sehen diese Schale mit Tulpen auf dem Tisch? Dort ist ein Mikrofon verborgen. Nein, Herr Sanders", fügte ich hinzu und zog meine Pistole aus dem Halfter, „bitte bleiben Sie in angemessener Entfernung. Zwingen Sie mich nicht, dem Gesetz vorzugreifen!"

Sanders wurde nicht gehängt, so sehr er es auch verdient hatte. Er legte kein Geständnis ab, und wie ich gewußt hatte, wurde das Tonband nicht als Beweis anerkannt. Alle Bemühungen, Hauptmanns Spur zu finden, blieben erfolglos. Sanders wurde wegen Mangels an Beweisen freigelassen.

In der Hitze des Augenblicks war nie die Gelegenheit, ihn zu fragen, warum er diesen anonymen Brief geschrieben hatte. Ich war davon überzeugt, daß er der Verfasser sein mußte. Drucker schreiben sehr oft in Blockbuchstaben, und ihnen wird das so geläufig, daß sie die Buchstaben untereinander verbinden. Sie versehen auch Punkte noch mit einem Kreis, damit die Setzer leichter einen Punkt von einem Komma unterscheiden können. Hatte Hauptmann sie beide hereingelegt und Sanders weggelotst und dann erst dessen Frau diesen Vorschlag gemacht? Ich werde es niemals erfahren. Aber irgendwie muß Sanders die Fakten bei seiner Rückkehr spitz gekriegt haben und von einer so krankhaften Eifersucht zerfressen worden sein, daß er die am wenigsten Schuldige in diesem teuflischen Dreieck eines Verbrechens bezichtigte.

Aus dem Buch „Spionenfänger" von Oreste Pinto
Wojenisdat Moskau 1970



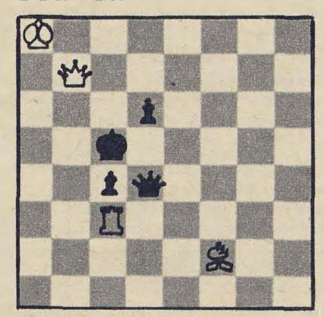


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Seestreitmacht eines Staates, 5. Schlaginstrument, 9. geschlossener Schwimmkörper, 13. weiblicher Vorname, 14. Unterarmknochen, 15. Foto, 17. Stadt in Kanada, 21. weiblicher Vorname, 23. Fährte, 25. weiblicher Vorname, 27. radioaktives Metall, 29. südwestfranzösische Stadt, 31. Schwermetall, 33. Stadt in Frankreich, 34. Wohnentgelt, 35. Nebenfluß der Oder, 38. Stadt in der Türkei, 41. griechischer Buchstabe, 42. Fluß im Harz, 43. Meeresvogel, 44. deutsche Spielkarte, 45. Bauteil, 46. Teil der Kette, 48. Stadt in Nordfrankreich, 50. Auswahl, Auslese, 53. Krebstier, 54. Gipfel der Berner Alpen, 57. Bezirksstadt in der DDR, 58. Rand, Stoffeinfassung, 60. Zahl, 63. Fluß in Irland, 64. Staatshaushalt, 66. alte militärische Anlage, 69. Schulversammlungen, 71. englisch-nordamerikanisches Längenmaß, 72. Schwung, 73. feiner Regen, 74. gründlich, rücksichtslos, 75. europäische Hauptstadt,

Senkrecht: 1. Großmarkt, 2. Bilderrätsel, 3. Strom in der VAR, 4. Planet, 5. Bezeichnung für Panzerwagen, 6. Sinnesorgan, 7. englische Insel, 8. Titelgestalt bei Shakespeare, 9. Vorhaben, 10. flüssiges Fett, 11. Krankentransportgerät, 12. Schmetterling, 16. europäisches Inselvolk, 18. kleines Verschlußteilchen, 19. metamorphes Mineral, 20.. ungarische Bezeichnung für die Donau, 22. Monatsname, 24. Schußwaffe, 26. finnischer Schriftsteller (1868 bis 1918), 28. Halbinsel in Südwestasien, 30. Bezeichnung für die Nordwestwinde im östlichen Mittelmeergebiet, 32. Flüssigkeitsrest, 34. Fluß in Frankreich, 36. Nebenfluß des Rheins, 37. Gewässer, 39. Bauwerk, 40. mundartlich: Nein, 47. Schachfigur, 48. altes dänisch-norwegisches Längenmaß, 49. kleine Deichschleuse, 50. Stadt an der Bode, 51. weiblicher Vorname, 52. Handlung, 55. Spiel beim Skat, 56. Niederschlag, 58. Schreibweise, 59. Flußbegrenzung, 61. Stacheltier, 62. Versammlungsraum, 65. englisches Bier, 67. Partei der Arbeiterklasse in der DDR, 68. Spaß, 70. Kurzbezeichnung für: Vereinte Nationen.

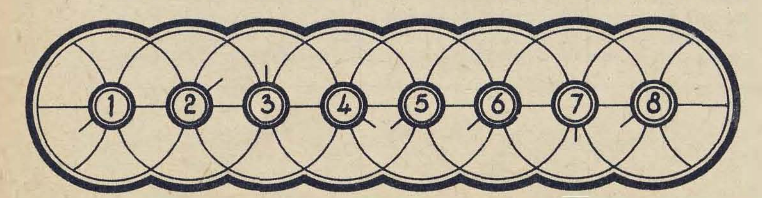
SCHACH



Matt in drei Zügen
Großer–Grasemann

KREISLEISTE

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.
1. Weinpresse, 2. Bezeichnung für die französische Geheimpolizei, 3. Planet, 4. Abteilung, Fach, Gebiet, 5. Stadt in der Republik Sudan, 6. Südfrucht, 7. Wiener Walzerkomponist, 8. Netzhaut des Auges.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der oberen Felder – von links nach rechts gelesen – einen Dienstgrad.

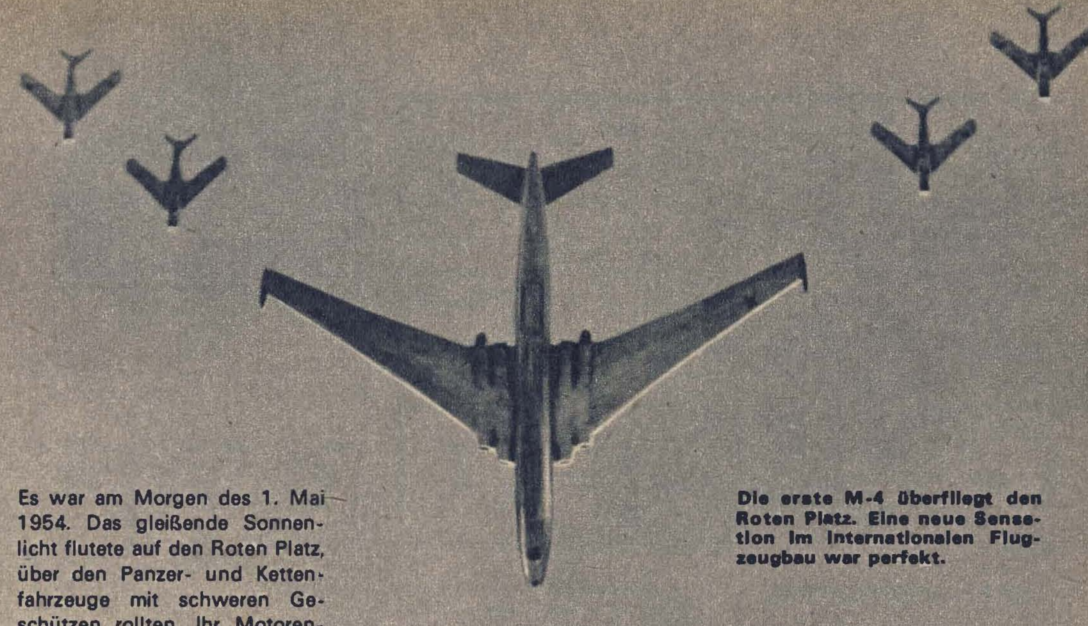


Auflösungen aus Nr. 12

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Selenga, 6. Harke, 9. Gefecht, 14. Oese, 15. Gera, 16. Harfe, 18. Meter, 20. Insel, 22. Ding, 24. Rasen, 25. Ellen, 27. Oberon, 28. Sieb, 31. San, 32. Ofen, 33. Sorte, 35 Este, 37. Steine, 38. Stolle, 40. Orfe, 43. Noten, 45. Anna, 46. Nut, 47. Ried, 49. Nikias, 50. sonor, 52. Seine, 54. Isel, 57. Knete, 59. Karre, 60. Start, 62. Nora, 63. Seil, 64. Berline, 65. Ranke, 66. Eklipse. – **Senkrecht:** 1. Sold, 2. Lahn, 3. Nor, 4. Gefreiter, 5. Ase, 7. Ales, 8. Kien, 9. Geige, 10. Ern, 11. Fase, 12. Callas, 13. Tran, 17. Agon, 18. Manon, 19. Test, 21. Else, 23. Inferno, 24. Rosine, 26. Entente, 29. Ironie, 30. Ballistik, 34. Ren, 35. est, 39. Tenne, 41. Funker, 42. Eton, 44. Oper, 45. Asir, 48. Isere, 50. Stab, 51. Reni, 52. Saba, 53. Irak, 55. Stop, 56. Loge, 58. Ton, 60. See, 61. All.

WÖRTER IN KREISEN. 1. Ferse, 2. Euler, 3. Nebel, 4. Kerbe, 5. Repin, 6. Niere, 7. Riese, 8. Assel, 9. Sauna, 10. Tanne, 11. Geste. – Funkpeilung

SCHACH. 1. Da2! gibt dem sK drei Fluchtfelder und droht 2. Te3 matt. 1. . . . Kc4† 2. Tf3 matt, und 1. . . . Ke6† 2. Tb7 matt sind die Hauptspiele. 1. . . . Ke4 2. Dg2 und 1. . . . Ld bel. 2. Tb4 matt die Nebenvarianten. Gute Darstellung eines bekannten Vorwurfs.



Die erste M-4 überfliegt den Roten Platz. Eine neue Sensation im internationalen Flugzeugbau war perfekt.

Es war am Morgen des 1. Mai 1954. Das gleißende Sonnenlicht flutete auf den Roten Platz, über den Panzer- und Kettenfahrzeuge mit schweren Geschützen rollten. Ihr Motorenlärm war noch nicht verstummt, da grollte es dumpf am Himmel. Eskortiert von vier MiG-17 flog ein riesiges Flugzeug mit gepfeilten Tragflächen über den Paradeplatz. Dieser Bomber riß die amerikanische Luftwaffengeneralität aus ihren Träumen von der Bomberpriorität der USA. Die Sowjetunion hatte mit diedem vierstrahligen, 180 Tonnen schweren Bomber das Gegenstück zur achtstrahligen B-52 „Stratofortress" geschaffen. Es war das Trägerflugzeug für die ersten Wasserstoffbomben, mit denen sich die UdSSR auf dem Gebiet der Kernwaffen 1953 die Überlegenheit gegenüber den USA sicherte. Erst drei Jahre später wurde der Name des wirklichen Konstrukteurs weltweit bekannt: Wladimir Michailowitsch Mjasistschew. Seine Flugzeuge führen

das Kennzeichen



DIE ENTWICKLUNGSLINIEN DER KAMPFFLUGZEUGE VON W. M. MJASISTSCHEW

DWB-102 (1938/42) – zweimotoriger Höhen-Fernbomber mit Druckkabinen und ferngesteuerten Waffenständen. Mit diesem Typ wurden zahlreiche Fernflüge durchgeführt. Spannweite: 25,30 m; Länge: 20,30 m; Flügelfläche: 79,00 m²; Startmasse: 17800 kg; Höchstgeschwindigkeit: 620 km/h; Gipfelhöhe: 11000 m; Flugweite: 4000 km.

Pe-2I (1944) – zweimotoriger Frontbomber, der eine verbesserte Ausführung des Petljakow-Typs darstellte. Spannweite: 18,00 m; Länge: 12,90 m; Flügelfläche: 41,9 m²; Startmasse: 9 000 kg; Höchstgeschwindigkeit: 656 km/h; Gipfelhöhe: 10900 m; Flugweite: 2000 km.

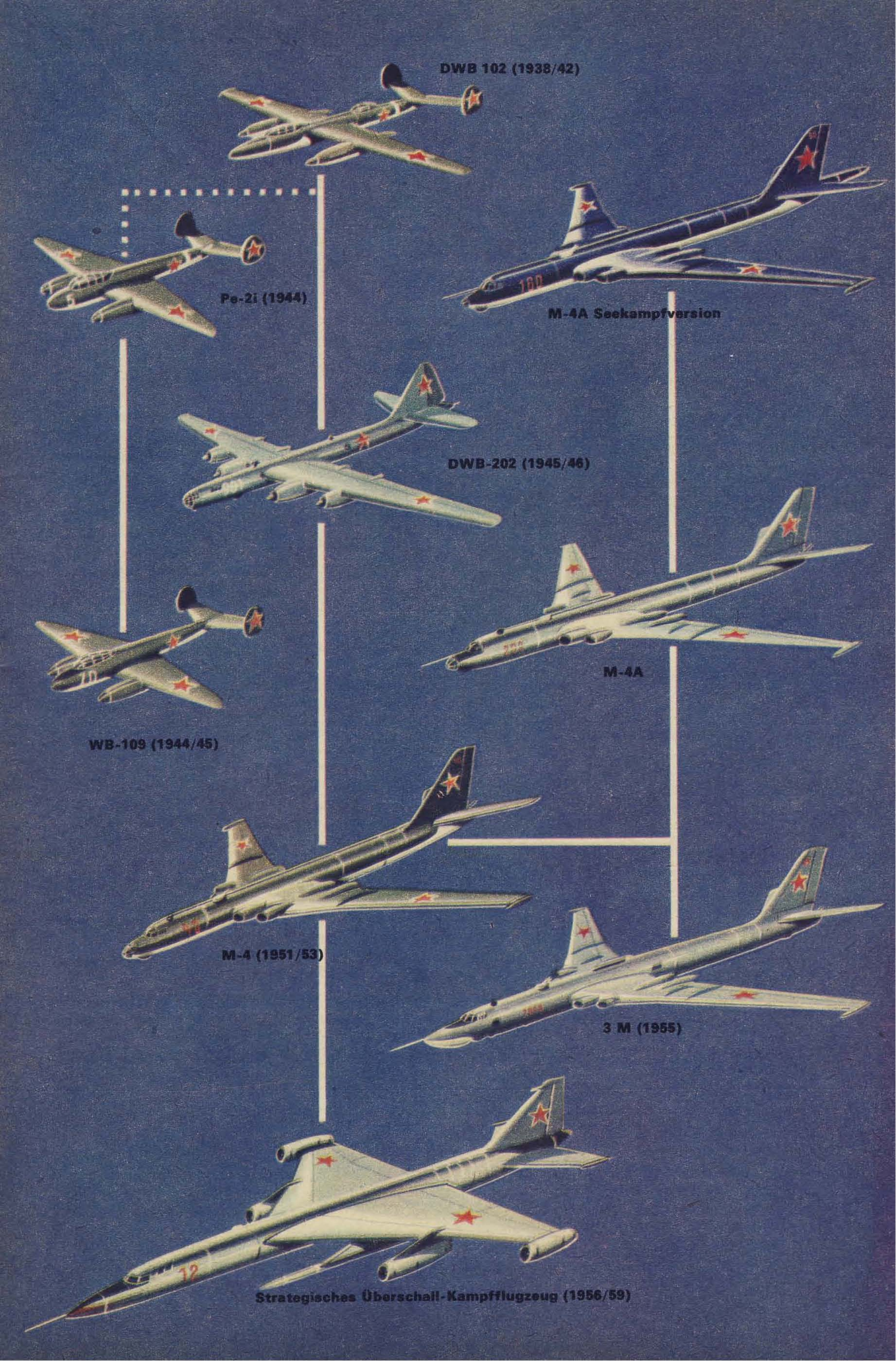
WB-109 (1944/45) – zweimotoriger Höhenbomber, der die Zusatzbezeichnung WB-2WK-109 erhielt. Höchstgeschwindigkeit 710 km/h; Flughöhe: 10800 km.

DWB-202 (1945/46) – strategischer Bomber mit vier Sternmotoren. Im Gegensatz zum Paralleltyp Tu-80 (Tu-4) war die DWB-202 als Schulterdecker ausgelegt.

M-4 (1951/53) – strategischer vierstrahliger Bomber, der zum Standardtyp der Fernfliegerkräfte gewählt wurde. Aus diesem Typ wurden die verbesserte Version M-4A, eine Tankerausführung und ein Seekampfflugzeug mit verlängertem Heckteil zur Aufnahme magnetischer Ortungsgeräte abgeleitet. Spannweite: 51,00 m; Länge: 48,50 m; Flügelfläche: 300,00 m²; Startmasse: 185 000 kg; Höchstgeschwindigkeit: 1 100 km; Gipfelhöhe: 15800 m; Reichweite: 13000 km (mit 12000 kg Bombenlast).

3M (1955) – strategischer Raketenträger und Fernbomber, der aus der M-4 hervorging. Unter der Bezeichnung 201M stellte dieser Typ 1959 zahlreiche Weltrekorde auf (u. a. wurden 55 220 kg Nutzlast auf 13121 Meter Höhe gebracht). Spannweite: 54,50 m; Länge: 52,80 m; Flügelfläche: 320,00 m²; Startmasse: 210 000 kg; Höchstgeschwindigkeit: 1 100 km/h; Gipfelhöhe: 17000 m; Reichweite: 18000 km (mit 15000 kg Waffenlast).

Strategisches Überschall-Kampfflugzeug (1956/59) – vierstrahliger Deltaflügler mit Tandemfahrwerk, der das erste Überschall-Großflugzeug der Welt war. Spannweite: 26,50 m; Länge: 58,50 m; Flügelfläche: 195,00 m²; Startmasse: 195000 kg; Höchstgeschwindigkeit: 2 400 km/h; Gipfelhöhe: 20 000 m; Reichweite: 12 000 km.



DWB 102 (1938/42)
Pe-2i (1944)
M-4A Seekampfversion
DWB-202 (1945/46)
M-4A
WB-109 (1944/45)
M-4 (1951/53)
3 M (1955)
Strategisches Überschall-Kampfflugzeug (1956/59)

Die exakte Bezeichnung des „Bison" lautet: M-4. Dieser Mjasistschew-Bomber wurde zusammen mit mehreren Tupolew-Konstruktionen als Standardtyp in die strategische Luftflotte der Sowjetunion eingeführt, die sich zu einem wichtigen Faktor im Militärpotential der sozialistischen Koalition entwickelte. Mjasistschew schuf mit der M-4 ein modernes strategisches Waffensystem, das maßgeblich zur militärischen Überlegenheit der UdSSR beitrug und zum Ausgangspunkt neuer Fernkampfflugzeuge wurde. Wer ist dieser Mann, der seinen Konstruktionen den ersten Buchstaben seines Familiennamens lieh?

Wladimir Michailowitsch Mjasistschew ist ein Tupolew-Schüler, der 1924 als junger Ingenieur in das Zentrale Aerodynamische Institut (ZAGI) kam. Seit Beginn seines Wirkens als Konstrukteur ist er auf dem Gebiet des Bombenflugwesens tätig.

Durch Teilprojekte für Tupolews mehrmotorige Maschinen machte er auf sein Talent aufmerksam. So veränderte er das Antriebssystem des zweimotorigen Mehrzweck-Kampfflugzeuges ANT-7 (R-6), einer Abwandlung des überhaupt ersten in Serie gebauten Eindecker-Bombers ANT-4 (TB-1). Bei gleicher Motorenleistung stiegen Geschwindigkeit und Gipfelhöhe der von Mjasistschew modifizierten ANT-7 um 5 km/h bzw. um300 Meter. Für damals (1925) eine echte Leistungssteigerung.

Der Nestor des sowjetischen Flugzeugbaues, der die Fähigkeiten des jungen Konstrukteurs erkannte und förderte, übertrug ihm 1931 die Leitung einer Ingenieurgruppe. Er stellte ihm die Aufgabe, für den sechsmotorigen Großbomber ANT-16 (TB-4) den Rumpf, das Leitwerk und die gesamte Waffenanlage zu entwickeln. Die ANT-16, die am 3. Juli 1933 zu ihrem Jungfernflug startete, war der schwerste Bomber ihrer Zeit. Bei zwölf Mann Besatzung bestand ihre Bewaffnung aus zehn Maschinengewehren, zwei Maschinenkanonen und einer Bombenlast von vier bis zehn Tonnen (!). Die ANT-16 konnte mit maximal vierzig 250-kg-Bomben oder zwanzig 500-kg-Bomben armiert werden. Mit dieser Waffenlast sprengte sie (maximale Startmasse: 37000 kg) den taktischen Rahmen des bisherigen Bombenflugwesens.

In der ANT-16 fanden viele Ideen von W. M. Mjasistschew ihren Niederschlag. Seine Vorschläge für den Aufbau von Waffenschächten für großkalibrige Bomben und Torpedos wurden bei mehreren Tupolew-Typen berücksichtigt. So legte man sie beispielsweise 1935 dem Projekt eines zweimotorigen Torpedobombers ANT-41 (T-1) zugrunde. Das von Mjasistschew ausgearbeitete Bewaffnungsschema beeinflußte maßgeblich die aerodynamische Güte der ANT-41, die eine Höchstgeschwindigkeit von 400 km/h und eine Flugweite bis zu maximal 3000 Kilometer erreichte.

Tupolew hatte in den ersten zehn ZAGI-Jahren die Aufgaben, die er Mjasistschew stellte, erhöht. Der Schüler rechtfertigte das Vertrauen seines Lehrmeisters durch viele neue eigene Lösungswege. 1934 betraute Tupolew seinen Mitarbeiter mit der Führung eines neugebildeten Spezialbüros für Experimentalflugzeuge.

Das besondere Metier des Versuchsflugzeugbaues brachte es mit sich, daß hier Technik und Forschung unmittelbar miteinander verschmolzen, daß der Ingenieur wissenschaftliche Probleme lösen mußte. Diese Tätigkeit im ZAGI sollte den gesamten Arbeitsstil Mjasistschews maßgeblich formen. Das Jahr 1937 ist das eigentliche Geburtsjahr des Mjasistschew-Kollektivs. Der Tupolew-Schüler übernahm zu diesem Zeitpunkt ein neues Konstruktionsbüro, das ausschließlich mehrmotorige Flugzeuge entwickeln sollte. 1938 legte es sein erstes Projekt vor, den Höhenfernbomber DWB-102, der nach der Verlagerung des Werkes und Entwurfsbüros 1941 von Moskau nach Sibirien erst im September 1942 erprobt werden konnte. Bei der Flugerprobung erreichte die DWB-102 eine Höchstgeschwindigkeit von 620 km/h, eine Gipfelhöhe von 11000 Metern und eine Flugweite von 4000 Kilometern. Die DWB-102 war der erste Höhenbomber der UdSSR, ausgerüstet mit Druck-



kabinen und ferngesteuerten Waffenständen.

Mjasistschew wurde nach dem Tode von W. M. Petljakow*) 1942 von der Sowjetregierung mit der Führung des Konstruktionsbüros betraut, das die Pe-8 und Pe-2 geschaffen hatte. Das Petljakow- und Mjasistschew-Kollektiv bildeten unter seiner Leitung ein neues Zentrum für den Bomberbau.

Die erste Aufgabe, die im Interesse der Front gelöst werden mußte, war die Erhöhung der flugtaktischen Leistungen des in Großserie produzierten Standardbombers der sowjetischen Luftstreitkräfte im Großen Vaterländischen Krieg, der Pe-2. So entstand die neue Version Pe-2i, die mit 656 km/h über 100 km/h schneller war als die Vorgängerversion.

Auch bei seinen weiteren Projekten, bei Neuentwürfen während des Großen Vaterländischen Krieges, ging Mjasistschew von den Möglichkeiten der Pe-2 aus. Um eine schnelle Serienfertigung zu sichern, fußten seine zweimotorigen Fern- und Höhenbomber DB-108 (BD-2WK-108) und WB-109/WB-2WK-109) auf der Petljakow-Konstruktion, obwohl sie völlig neuartige Typen darstellten. Der Stratosphärenbomber WB-109, der 1945 erprobt wurde, erzielte Spitzengeschwindigkeiten von 710 km/h und Gipfelhöhen bis zu 10800 Metern (die Druckkabinen waren für 12000 Meter Höhe ausgelegt.)

Die Erkenntnisse, die Mjasistschew mit seinen zweimotorigen Konstruktionen DWB-102, DB-108 und WB-109 gesammelt hatte, mündeten in das Projekt seines letzten Kolbenmotor-Flugzeuges DWB-202. Die 1945/46 entwickelte viermotorige DWB-202, eine Parallelschöpfung zu Tupolews Tu-80 (Tu-4), war der erste strategische Bomber des Mjasistschew-Kollektivs.

Zur gleichen Zeit entstand der erste Mjasistschew-Strahlbomber, ein mit vier Turbinen ausgerüsteter und für eine Geschwindigkeit von 800 km/h ausgelegter Typ mit trapezförmigen Tragflächen.

Die nächste Konstruktion, die das Mjasistschew-Kollektiv in Angriff nahm, war bereits der Großbomber, der am 1. Mai 1954 über dem Roten Platz erschien, der 1953 erprobte Bomber M-4. Die M-4 war der Ursprung des modernsten strategischen Unterschall-Kampfflugzeuges, 3 M, das 1955 entwickelt wurde und als Bomber, Raketenträger und Aufklärer eingesetzt werden kann. Dieser Typ, allgemein unter der Bezeichnung „201 M" bekannt, stellte im Herbst 1959 mehrere Weltrekorde auf, die bis heute noch gültig sind. Am 16. September 1959 stieg eine 201 M mit einer Nutzlast von 10000 kg an Bord auf eine Höhe von 15317 Metern. Bei einem Rekordflug am 29. Oktober 1959 blieb der Höhenmesser der 201 M bei 12121 Metern stehen; die auf diese Höhe gebrachte Last betrug 55220 kg. Diese Zahlen zeigen bereits, welche Waffenlast die 3 M befördern kann und über welche Schlagkraft sie verfügt. Auch der Vorgängertyp M-4 bewies in seiner verbesserten Version M-4 A im Herbst 1959 seine Rekordeigenschaften. Eine M-4 A (auch „103 M") erzielte am 30. Oktober sieben Nutzlast-Geschwindigkeits-Weltrekorde, von denen fünf bis heute noch unangefochten sind. Mit 27000 kg Last an Bord erreichte die 103 M auf der geschlossenen 1000-km-Distanz eine mittlere Geschwindigkeit von 1028,644 km/h. Mit insgesamt neunzehn Weltrekorden dokumentieren die Mjasistschew-Konstruktionen M-4 und 3 M, zwei Standardtypen der sowjetischen Fernfliegerkräfte, ihre hervorragenden Kampfeigenschaften.

Nach der Projektierung dieser beiden erfolgreichen Unterschall-Kampfflugzeuge, deren Maximalgeschwindigkeit 1100 km/h beträgt, nahm das Mjasistschew-Kollektiv eines seiner kühnsten Vorhaben in Angriff: die Entwicklung eines strategischen Kampfflugzeuges, das mit 2400 km/h mehr als doppelte Schallgeschwindigkeit erreichen sollte. Auf der Luftparade 1961 in Tuschino wurde dieses vierstrahlige Deltaflugzeug erstmalig der Öffentlichkeit vorgeführt. Mit dem Bau dieses Typs (NATO-Codename „Bounder") festigte die UdSSR ihre führende Position auf dem Gebiet des strategischen Kampfflugzeugwesens, das die aggressive Fernluftflotte der USA in die Schranken wies. Die Verflechtung von Konstrukteur und Forscher, in der Tupolew-Schule vollzogen, sollte sich in allen

Generalmajor des Ingenieurtechnischen Dienstes, Held der Sozialistischen Arbeit W. M. Mjasistschew. Sein Überschall-Fernkampfflugzeug „M" erregte die Gemüter der Luftfahrtexperten.



*) W. M. Petljakow, sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, arbeitete ab 1921 im ZAGI, ab 1940 in einem Werk. Seine Verdienste liegen in der Fertigkeitsberechnung, Konstruktion und Serienfertigung von Ganzmetallflugzeugen. 1936/38 entwickelte er den Langstreckenbomber Pe-8, 1939/40 das berühmte Kampfflugzeug Pe-2. Er wurde zweimal mit dem Leninorden und einmal mit dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet. P. kam 1942 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

seinen Flugzeugprojekten widerspiegeln. Mjasistschews Talent bewies sich bisher in folgenden Pionierleistungen der sowjetischen Luftfahrttechnik: Bau von Stratosphärenbombern mit mehreren speziell entwickelten Druckkabinen; Konstruktion der ersten schweren Strahlflugzeuge mit einer Startmasse bis zu über 180 Tonnen; Konstruktion des ersten einsatzfähigen Überschall-Großflugzeuges der Welt. Um diese strategischen Waffensysteme für die Fernfliegerkräfte der UdSSR zu entwickeln, mußte das Mjasistschew-Kollektiv flugzeuge. Es konzipierte automatisierte Navigations- und Flugzeugführungssysteme für Überschall-Großflugzeuge, so daß bei dem schweren M-Deltabomber die Besatzung bis auf zwei Mann herabgesetzt werden konnte. Es baute die ersten Tandemfahrzeugwerke für überschwere Maschinen und nutzte zuerst die Vorteile des deltaförmigen Tragflügels bei Großflugzeugen.

Erstleistungen vollbrachte das Mjasistschew-Kollektiv auch bei der Verwendung von neuen Materialien wie Titan, hochfesten flugzeug konstruiert und nach eingehenden Studien, Modellversuchen und Baugruppenerprobungen für die Serienproduktion vorgeschlagen. Die Mjasistschew-Ingenieure entwarfen Überschallverkehrsmaschinen mit Deltaflügeln und separatem Höhenleitwerk und solche mit pfeilförmigen Tragflächen und deltaförmigem Leitwerk.

Parallel mit der Konstruktionsarbeit für Überschallflugzeuge wuchsen die Vorstellungen über Hyperschallflugzeuge, die in den achtziger Jahren die Geschwindigkeit in der Luftfahrt bestim-



Typ 3 M, die Weiterentwicklung der M-4: als Fernkampfflugzeug (oben) sowie Tankerversion und Transporter (rechts).

selbst viele Teilprobleme der Aerodynamik lösen, neue technologische Verfahren und konstruktive Elemente herausfinden. In enger Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftler- und Ingenieurgruppen erreichte das Konstruktionsbüro von W. M. Mjasistschew eine Reihe von entscheidenden Resultaten, die sich befruchtend auf die gesamte Luftfahrttechnik in der UdSSR auswirkten. Das Mjasistschew-Kollektiv schuf mehrere Systeme und Ausrüstungsblöcke, die zu Standardteilen für sämtliche militärische Großflugzeuge der Sowjetunion gewählt wurden. Es entwarf Druckkabinen, ferngesteuerte Waffenstände und Nachtankanlagen für strategische Kampf-

Stählen und Kunststoffen sowie von besonderen Schweißverfahren im Flugzeugbau.

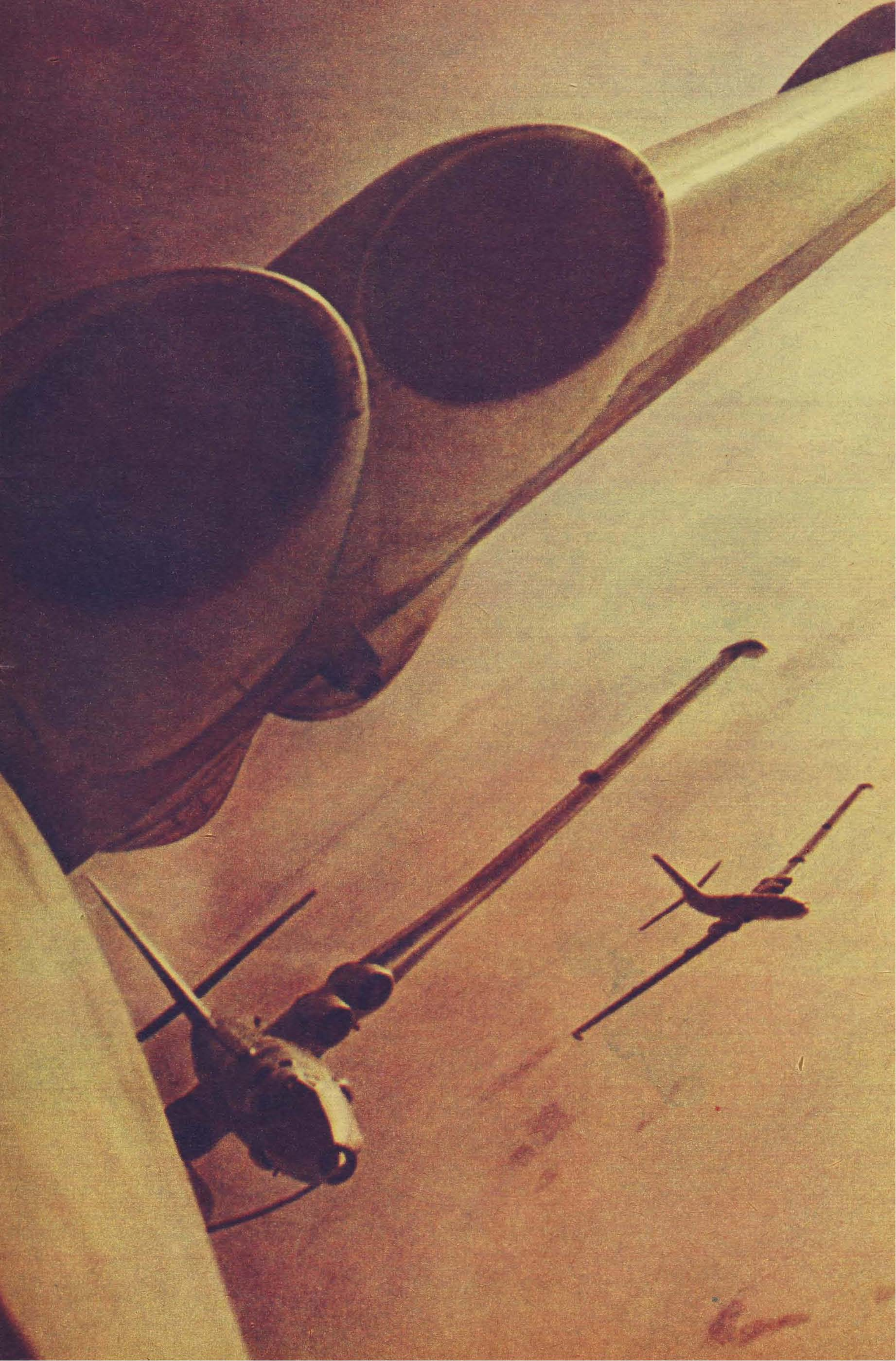
Der Gewinn luftfahrttechnischen Neulandes, seit über drei Jahrzehnten das Bemerkenswerteste am Arbeitsstil Mjasistschews, bestimmt auch die Gegenwarts- und Zukunftspläne des Tupolew-Schülers.

Mjasistschew erforschte früher als andere Konstrukteure die Möglichkeiten des variablen Tragflügels für Großflugzeuge.

Bisher wenig bekannt ist, daß sein Kollektiv schon Ende der fünfziger Jahre Überschallverkehrsmaschinen bis ins Detail konzipierte. So wurden unter anderem ein Mittelstrecken- und ein Interkontinental-Passagier-

men werden – mit Machzahlen zwischen fünf und acht.

Es liegt in der Logik der Dinge, daß Mjasistschew heute Projekte für das Übermorgen entwickelt, in denen sich die jüngsten Errungenschaften von Luftfahrt, Raumfahrt, Raketentechnik und Elektronik vereinigen. Mit Forschungen auf dem Gebiet der Höchstgeschwindigkeits-Aerodynamik, mit der Entwicklung hitzebeständiger Werkstoffe und mit dem Entwurf von Flugzeugen, die mit hohen Machzahlen globale Reichweiten erzielen, leistet das Mjasistschew-Kollektiv einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des militärischen und wissenschaftlich-technischen Potentials der UdSSR. *Karl-Heinz Eyermann*





HEFT 1
JANUAR 1971
PREIS 1 MARK

3 Der Chefredakteur antwortet
4 Winter im Hafen
10 Nächtliches Echo
16 Postsack
19 Buch/Film
20 AR-International
27 Eine neue Höhe
31 In schwärzester Nacht
35 Das große Kotelett
36 DDR – unser Vaterland
38 IGAZ SZÓ zu Gast in der Armee-Rundschau
44 Kyffhäuser 1970
48 Manöverball
52 Anekdoten
54 Militärtechnische Umschau
56 Niemals aufgeben
61 Teufliches Dreieck
67 Wegweiser in das Jahr 2000
72 Die aktuelle Umfrage
76 Und das war im Oktober, im siebziger Jahr
82 Elektronische Fäden in den Kosmos
84 Typenblätter
87 Rührt Euch
88 Das Kennzeichen M

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 5307 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 Erscheint monatlich, Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97
Gestaltung: Horst Scheffler



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. 11. 1970

Fotos: Gebauer (10), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 24, 25, 26; Uhlenhut (17), S. 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 46, 67, 68, 69, 70, 71; Udowitschenko (1), Titel; Barkowsky (11), S. 15, 48, 49, 50, 51; DEFA (1), S. 19; ZB/Krisch (1), S. 36; IGAZ SZÓ (5), S. 38, 40, 41, 43; ZSOLT (5), S. 38, 40, 41, 43; Archiv (11), S. 54, 55, 84, 85, 88, 89, 90, 91, 93; Dressel (1), S. 56; Spisla (1), S. 58; Kronfeld (2), S. 59; Demme (2), S. 59, 60; Schneider (1), S. 60; Bersch (1), S. 75; ZB (1), S. 82/83; MBD (1), S. 84; Willmann (1), S. 92.

STAR-Palette

Zuerst einmal herzliche Grüße von Regina Beyer an die Genossen der Offiziersschule in Löbau. Wenn dieses AR-Heft erscheint, will die junge Schauspielerin mit den Offiziersschülern bereits einen Patenschaftsvertrag abgeschlossen haben. Sie ist sehr gespannt auf die Fragen, die ihr beim geplanten Filmforum in Löbau gestellt werden. Regina dreht jetzt ihren zweiten Film, in dem die Landesverteidigung eine dominierende Rolle spielt. Nach dem farbigen, vorwiegend heiteren Volksmarine-Streifen „Hart am Wind" spielt sie nun unter der Regie von János Veiczi in dem farbigen, aber vorwiegend ernsten, dramatischen Flieger-Film „Die zweite Liebe". Hier begegnen wir der blonden Regina als dunkelhaariger Anka, Oberschülerin, dann Sportstudentin, Freundin eines Fliegers unserer Luftstreitkräfte.



Regina Beyer

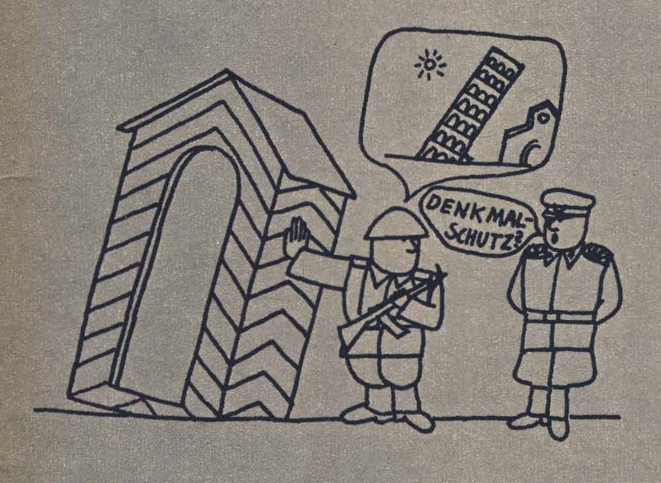
Auch eine andere Produktion fordert von der bildhübschen Schauspielerin mehr als eben nur hübsch zu sein. In dem mehrteiligen Fernsehfilm „Der Sonne Glut" zum 25. Jahrestag der FDJ spielt sie das Mädchen Anna, das vom Faschismus verführt, nach der Befreiung ratlos, hilflos vor einem neuen Leben steht. Anna lernt einen Weg in dieses neue Leben zu gehen, an der Seite neuer Freunde der Antifa-Jugend, an der Seite des jungen Kommunisten Hannes Bork. Diesen Hannes spielt Frank Obermann, bereits in „Hart am Wind" Reginas Partner und seither ihr Partner auch außerhalb der Arbeitszeit.
Beide wohnen im Zentrum Berlins, wo die junge Hausfrau vom Wäschewaschen bis zum begeisterten und vielgelobten Kochen so manches tut, was man ihr eigentlich nicht zutraut. Und dabei träumt sie davon, wieder einmal in einem Kostümfilm mitzuspielen: Mit Reiten, Fechten, Schießen, Lieben und viel, viel Spaß – denn so hat ja Reginas Karriere begonnen, mit dem unvergessenen „Hauptmann Florian von der Mühle". *Constanze Pollatschek*

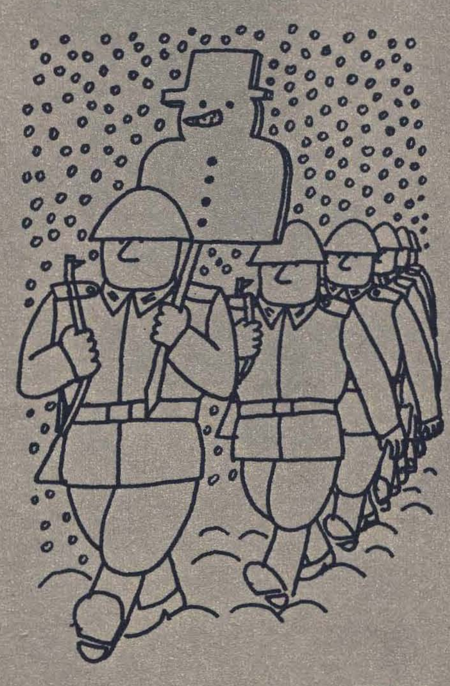




PAUL KLIMPKE

Situationen







31036

